355.093
D37g Ym

Ergänzungshefte zur Neuen Zeit
Nr. 4 ★ 1908/1909 ★ Ausgegeben am 16. Oktober 1908

Eine Geschichte der Kriegskunst

Von Franz Mehring

Stuttgart
Verlag und Druck von Paul Singer

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/einegeschichtede00mehr

355.093
D37gYm

Ergänzungshefte zur Neuen Zeit

Nummer 4 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 16. Oktober 1908

Eine Geschichte der Kriegskunst.

Von **F. Mehring.**

Hans Delbrück, **Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte.** Erster Teil. Das Altertum. Berlin 1900. 533 Seiten. — Zweiter Teil. Die Germanen. Berlin 1902. 490 Seiten. — Dritter Teil. Das Mittelalter. Berlin 1907. 700 Seiten. Verlag von Georg Stilke.

In ihren Anfängen knüpft die sozialistische Weltanschauung an die bürgerliche Aufklärung an, aber nur, um deren Illusionen zu überwinden und sich auf eigene Füße zu stellen, um aus einer angeblichen Wissenschaft, die tatsächlich nur die Forderungen der bürgerlichen Klasse verkleidete, eine wirkliche Wissenschaft zu machen, die allen historischen Zusammenhängen auf den Grund dringen will und, da sie durch kein Herrschaftsinteresse irgend einer Klasse mehr gebunden ist, auch auf den Grund dringen kann.

Allein es ist klar, daß sich dieser Emanzipationsprozeß von der bürgerlichen Aufklärung erst allmählich vollziehen konnte und manche ihrer Nebelstreifen noch heute die klare Erkenntnis trüben, deren die Arbeiterklasse bedarf, um ihren Sieg zu sichern. Und von keinem Gebiete gilt dies vielleicht so sehr, wie von dem Gebiete der Kriegswissenschaften. Wir spotten wohl der bürgerlichen Friedenspfeifenraucher und haben ihnen hundertmal nachgewiesen, daß sie Unmögliches wollen, aber etwas von der Stimmung, die einst Buckle, den großen Historiker des Manchestertums, die „unbedeutenden Geschichten von Schlachten und Belagerungen" über die Achsel ansehen ließ, ist uns doch hängen geblieben. Die vielversprechenden Anfänge, die Engels und Bürkli mit kriegswissenschaftlichen Arbeiten gemacht hatten, haben erst ganz neuerdings in dem trefflichen Werke des Genossen Hugo Schulz über „Blut und Eisen" eine Fortsetzung gefunden.

Das Proletariat hat die kapitalistische Produktionsweise bekämpft, sobald es ihre Geißelschläge zu spüren begann, aber die Kraft, sie zu überwinden, hat es erst aus der Einsicht geschöpft, daß diese Produktionsweise einen großen historischen Fortschritt kennzeichne. Den Krieg aber bekämpfen wir um der Greuel willen, die er in erster Reihe über die Arbeiterklasse verhängt, ohne uns in gleichem Maße gegenwärtig zu halten, wie er trotz seiner Greuel in der Geschichte der Klassengesellschaft ein Hebel des historischen Fortschritts gewesen ist bis in die neueste Zeit hinein. Ohne die Kriege des napoleonischen Zeitalters wäre Deutschland im Sumpfe des Feudalismus verkommen, wie vor ihm Polen, und die Kanonen des Krieges von 1870 haben ihm die Tore des Weltmarktes gesprengt. Die Blindheit für diese historische Bedeutung der Kriege, immer unter der Voraussetzung der Klassenherrschaft, war ein Fehler Buckles und ist heute der Fehler der bürgerlichen Friedensschwärmer, denen gegenüber Molochs Anbeter denn auch sehr leichtes Spiel haben.

Auf der anderen Seite sind wir natürlich sehr weit entfernt, dadurch daß wir die historische Bedeutung der Kriege erkennen, sie prinzipieller als einen Hebel des menschlichen Fortschritts anzuerkennen. Der Sozialismus steht auch hierin

zum Militarismus genau so wie zu seinem Zwillingsbruder, dem Kapitalismus: er dreht ihm nicht den Rücken, indem er einige ärgerliche und banale Redensarten murmelt, nach dem Vorbild der kapitalistischen Friedensfreunde, sondern er studiert seine Stärken und Schwächen, um ihn desto sicherer zu überwinden.

Ein sehr wertvolles Hilfsmittel für diesen Zweck ist die „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte", die Hans Delbrück, der bekannte Professor der Geschichte an der Berliner Universität, seit dem Jahre 1900 herauszugeben begonnen hat. Sie ist unseres Erachtens das bedeutendste Werk, das die Geschichtschreibung des bürgerlichen Deutschlands in dem neuen Jahrhundert produziert hat, und wir glauben, sie deshalb einer ausführlicheren Besprechung unterziehen zu sollen.

1. Die Methode.

Es ist nicht ganz ohne Bedeutung für die Art des Verfassers, wenn er sich gleich in der Vorrede als ehemaligen Prinzenerzieher einführt, der von einem anderen militärischen Prinzenerzieher viel gelernt habe, während „unsere jungen Herren unter unserer Aufsicht auf dem Turnplatz am Neuen Palais oder auf dem Böttcherberg bei Glienicke spielten", zugleich aber als den, der ihm die erste Anregung zu seinen kriegswissenschaftlichen Studien gegeben habe, so daß ihm die Neigung dafür niemals wieder erloschen sei, Wilhelm Rüstow nennt, einen in der preußischen Militärgeschichte bekanntlich sehr verrufenen Mann.

In seiner Vorrede gibt Herr Delbrück dann als Zweck seines Werkes an, eine Geschichte der Kriegskunst in der Beschränkung auf die politische Geschichte zu geben. „Ich beanspruche nicht, eine Geschichte der Kriegskunst schlechtweg und in vollem Umfang geschrieben zu haben; dazu würden auch die Antiquitäten, das Detail des Exerzierens mit seinen Kommandos, die Technik der Waffen, der Pferdedressur und der Pferdebehandlung, der Befestigung, der Belagerung, endlich auch das ganze Seewesen gehören — Dinge, über die ich entweder nichts Neues zu sagen habe oder die ich nicht einmal beherrsche. In diesem Sinne bleibt eine Geschichte der Kriegskunst noch zu schreiben, ebenso wie etwa im Sinne einer Belehrung für die Praxis. . . . Was die Geschichte für den praktischen Zweck etwa leisten könnte, das ist Sache der Militärs; mir selbst ist die Richtung des Geistes darauf nicht gegeben. Ich bin nichts als Historiker und wollte ein Werk für Geschichtsfreunde und Hilfsbuch für Historiker im Geiste Leopold Rankes schreiben." So ist zunächst die Frage nach der historischen Methode Delbrücks gestellt.

Sie scheint durch den Namen Rankes beantwortet zu sein, um so mehr, als Herr Delbrück die historische Methode von Karl Marx mindestens alle Vierteljahr einmal als einen Unsinn abtut, der von der ernsten Wissenschaft mit Recht verachtet werde. Herr Delbrück befindet sich hier aber in einer eigentümlichen Selbsttäuschung. Mit Ranke hat er im Grunde wenig gemein, da gerade seine kriegswissenschaftlichen Studien, eben weil er sie ernsthaft treibt, immer wieder auf den ökonomischen Untergrund der Dinge führen, wodurch er denn der historisch-materialistischen Geschichtsforschung sehr viel näher rückt, als man nach seinen erschrecklichen Bannflüchen gegen sie annehmen sollte.

Man wäre versucht, anzunehmen, daß Herr Delbrück diese Bannflüche nur als eine Rückendeckung für seine historischen Ketzereien benütze, allein damit

würde man ihm bitteres Unrecht tun. Ein Streber ist er in keiner Weise; er ist oft genug den interessierten Vorurteilen der herrschenden Klassen und namentlich der hohenzollernschen Legende entgegengetreten. Auch scheut er sich durchaus nicht, historische Werke, die von Sozialdemokraten verfaßt sind, mit hohem Lobe anzuerkennen, so die bahnbrechenden Untersuchungen des Genossen Bürkli über die Schlachten am Morgarten und ob Sempach, oder auch eine Schrift des Genossen Renner über österreichische Zustände, die er nicht genug herausstreichen kann, um dann hinzuzufügen, leider bilde sich Renner ein, nach historisch-materialistischer Methode gearbeitet zu haben, was ein rechter Klecks in der musterhaft schönen Zeichnung sei. Wer nun aber die Schrift Renners liest und vom historischen Materialismus überhaupt nur eine Ahnung hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß sie, was sich ja bei Freund Renner von selbst versteht, ein Kleinod marxistischer Methode ist.

So seltsam es klingt, so stellt der absolute Mangel an Verständnis, den Herr Delbrück für den historischen Materialismus bekundet, ihn doch weit über Herrn Sombart und Genossen, die sich gar als die „Marxisten" unter den Historikern und Ökonomen aufspielen. Herr Delbrück ist zu ehrlich und zu gescheit, um den historischen Materialismus zu einer professoralen Spielerei zu verflachen; was er nicht versteht und als bürgerlicher Forscher auch nicht verstehen kann, aber was ihm gleichwohl auf die Nerven fällt, das ist die revolutionäre Dialektik des historischen Materialismus, den Marx und Engels als ein Werkzeug geschaffen haben, womit die kapitalistische Gesellschaft nicht nur erkannt, sondern auch umgewälzt werden kann. Statt einen verschwommenen Brei anzurühren, wie die Sombart und ähnliche Geister, schreibt Herr Delbrück oft viele Seiten, wie sie kein marxistischer Historiker gründlicher und klarer schreiben könnte, um dann in eine Ideologie zurückzufallen, wie sie sich krasser bei keinem bürgerlichen Historiker findet. So wenn er in dem ostelbischen Landrat den letzten Rest altgermanischer Freiheit entdeckte, und auch in seiner Geschichte der Kriegskunst finden sich ähnliche wunderbare Dinge.

Er selbst bezeichnet als das Wesen seiner historischen Methode die innige, unlösliche, sich gegenseitig kontrollierende Verbindung von Wort- und Sachkritik. „Es gibt keine wahre Sachkritik ohne die quellenmäßige, philologisch genaue Grundlage, und es gibt keine wahre philologische Kritik ohne Sachkritik." „Die wahre und einzig zuverlässige Methode ist nicht, daß wenn man keine zuverlässigen Nachrichten hat, man sich mit den weniger zuverlässigen begnügt und so tut, als ob sie leidlich vertrauenswürdig wären, sondern daß man scharf und bestimmt scheidet, was als gut überliefert angesehen werden darf und was nicht." Ein paar Beispiele werden diese Methode schärfer beleuchten als eine weitläufige Auseinandersetzung.

Das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, wird von Herodot ganz genau auf 4200000 Menschen mit dem Troß angegeben. Ein Armeekorps nimmt nach der deutschen Marschordnung etwa 3 Meilen ein (ohne den Fuhrpark). Die Marschkolonne der Perser wäre also 420 Meilen lang gewesen, und als die ersten vor Thermopylae ankamen, hätten die letzten gerade aus Susa jenseits des Tigris ausmarschieren können. Ein deutsches Armeekorps führt Artillerie und Munitionskarren mit, die viel Raum einnehmen, und insofern wäre ein antikes Heer auf geringerem Raume unterzubringen. Auf der anderen Seite hatte ein persisches Heer ganz gewiß nur eine sehr geringe

Marschdisziplin, die nur bei sehr feiner Gliederung des Heeresorganismus mit unausgesetzter Aufmerksamkeit und Anspannung erreicht werden kann. Ohne Marschdisziplin verlängern sich die Kolonnen sehr schnell auf das Doppelte und Dreifache der Ausdehnung. Persische Truppen dürfen daher, auch ohne Artillerie, etwa mit modernen Truppen im Marschraumbedürfnis gleichgesetzt werden. Die Zahl Herodots ist also sinnlos.

In seinem Buche über den gallischen Krieg erzählt Cäsar von den Helvetiern, daß sie mit Weibern und Kindern ausgewandert seien, um sich neue Wohnsitze zu suchen; nach seiner Behauptung habe der Zug alles in allem 368000 Menschen gezählt und für drei Monate Lebensmittel mit sich geführt. Nach einer Berechnung, die Napoleon III. für sein „Leben Cäsars" hat anstellen lassen, wären bloß für Mehl hierzu 6000 vierspännige Wagen erforderlich gewesen; für 15 Kilogramm Gepäck auf den Kopf rechnet er weitere 2500 Wagen. 8500 Wagen auf einer Straße, 15 Meter auf den Wagen, nehmen 17 deutsche Meilen Raum ein. Nur selten werden, wie die Wege in dem damaligen Gallien gewesen sind, die Wagen in mehreren Reihen haben fahren können. Wenn auch nur an einer Stelle auf dem Wege eine Enge war, so mußte, mochte man auch sonst breit über das Feld fahren können, die Reihe eingehalten werden. Die Marschdisziplin ist selbstverständlich gering; Stockungen und Lücken sind häufig, die Wagen vorwiegend mit Ochsen bespannt. Dazu kommt nun noch die Masse der Menschen, Weiber und Kinder, und außer dem Zugvieh die Herden, das Jungvieh und Kleinvieh. Genug, Herr Delbrück berechnet bis ins einzelne hinein, daß ein solcher Zug sich gar nicht habe bewegen können, die von Cäsar angegebene Kopfzahl der ausziehenden Helvetier also weit übertrieben sein müsse.

Das sind ein paar beliebig herausgegriffene Beispiele, nur um die Methode Delbrücks zu erläutern. An und für sich besagen sie nicht sehr viel; die herodotischen Zahlen der Perserheere sind wohl sonst schon angezweifelt worden, und das Kapitel Cäsars über die Helvetier ist auch vielfacher Gegenstand der Kritik gewesen. Aber was an dem Werke Delbrücks neu ist und ihm seinen eigentümlichen Wert gibt, ist die klare und konsequente Anwendung des Prinzips, seine rücksichtslose Durchführung durch die ganze Kriegsgeschichte, die dadurch ein wesentlich neues Gesicht erhält. Um hier gleich eines hervorzuheben, so zieht sich wie ein roter Faden durch die drei Bände die Reduzierung der überlieferten Heereszahlen. Von den Perserkriegen geht das fort bis zu den Burgunderkriegen, mit denen die bisher erschienenen Bände von Delbrücks Werk schließen.

Das Heer Karls des Kühnen bei Granson wird von den schweizerischen Zeitgenossen auf 100000 bis 120000 Mann angegeben; bei Murten soll er dann das Dreifache dieser Macht aufgeboten haben. In Wahrheit hatte er in der ersten Schlacht etwa 14000 Mann, in der zweiten ein paar tausend mehr. Die Schweizer, die gegen eine unermeßliche Übermacht gekämpft haben wollen, hatten in beiden Schlachten die erhebliche numerische Überlegenheit. Schon bei Granson wollen sie den Burgundern bis zu 7000 Mann getötet haben; in Wahrheit waren es 7 Ritter und einige wenige Gemeine. Die Hussitenheere, die ganz Deutschland erschreckten und als unabsehbare Massen geschildert werden, waren 5000 Mann stark. Und so bis in die neueste Zeit herab, wie Delbrück im ersten Bande schon vorwegnehmend bemerkt. Ernst Moritz Arndt schlug im Jahre 1814 den Gesamtverlust an Menschen in allen

napoleonischen Kriegen auf mehr als zehn Millionen Köpfe an; eine nähere Prüfung bleibt weit unter zwei Millionen, wovon der vierte Teil auf die Franzosen fallen würde, und vielleicht ist diese Ziffer noch sehr übertrieben. In allen wissenschaftlichen Darstellungen der sogenannten Freiheitskriege wird erzählt, daß in dem Treffen bei Hagelsberg die märkischen Landwehren 4000 Franzosen mit den Kolben die Schädel eingeschlagen hätten; Treitschke schreibt gar: „Von seinen 9000 Mann rettete Girard nur 1700 aus dem Entsetzen dieser Landwehrschlacht"; tatsächlich sind etwa 30 Franzosen bei Hagelsberg gefallen.

Diese Methode Delbrücks ist auch an sich nicht neu; als ihren ersten Vertreter kann man vielleicht den Engländer Georg Grote ansprechen, der aus seiner praktischen Kenntnis der modernen Demokratie heraus die Geschichte der athenischen Demokratie wiederherstellte, die, von antidemokratischen Schriftstellern überliefert, auf dem einseitigen Wege der Wortkritik namentlich von ängstlichen deutschen Philologenseelen zur Zeit der französischen Revolution und der Karlsbader Beschlüsse zu einem tendenziösen Märchen entstellt worden war. Der Vorgang Grotes hat dann auch auf die deutschen Historiker günstig zurückgewirkt, wenn auch keineswegs durchgreifend, wie uns noch Herr Delbrück selbst zeigen wird. Aber auf seinem speziellen Forschungsgebiet, der Geschichte der Kriegskunst, geht Delbrück ebenso radikal oder noch radikaler als Grote vor, und wir wüßten nicht, daß irgend ein anderer deutscher Historiker sich darin mit ihm messen könnte.

Das Schwergewicht seiner Methode liegt natürlich in der völligen Durchdringung, in der gegenseitigen Kontrolle der Wort- und Sachkritik. Sonst läuft man entweder die Gefahr, eine falsche Überlieferung nachzusprechen, weil man ihre sachliche Unmöglichkeit nicht erkennt, oder man läuft die Gefahr, Erscheinungen aus der Praxis der Gegenwart auf die Vergangenheit zu übertragen, ohne die Verschiedenheit der Verhältnisse genügend zu beachten. Jener Gefahr ist die bürgerliche Geschichtschreibung unendlich lange und unendlich oft unterlegen; diese Gefahr droht in erster Reihe den Neuerern, wie Herr Delbrück einer ist. Doch ist er ihr bei seiner gründlichen technischen Kenntnis des modernen Kriegswesens im allgemeinen nicht unterlegen, jedenfalls viel seltener als Mommsen, auf den er sich einmal beruft; in Mommsens Römischer Geschichte ist das Bemühen, antike Zustände durch moderne zu erläutern, oft geradezu eine Manie geworden, die mehr täuscht als erleuchtet.

Fürchterlich ist nun freilich das Gemetzel, das Herr Delbrück unter den antiken Autoren und den mittelalterlichen Chronisten anrichtet, zunächst natürlich unter kriegswissenschaftlichem Gesichtspunkt, aber doch oft genug, da sich das Kriegswesen völlig isoliert nicht betrachten läßt, auch auf andere Gebiete übergreifend, so daß sich manchen alten Herren der professoralen Zunft, die seit dreißig und vierzig Jahren in ihren Kollegienheften ihre „Quellenschriftsteller" aus dem Altertum oder dem Mittelalter abgeleiert haben, die Perücke sträubt. Einen dieser Käuze, der über seinen ersten Band hergefallen war, tut Delbrück im zweiten Bande mit gutem Humor ab.

Aber — seltsamer Widerspruch! — derselbe Mann, der mit den weltlichen Autoritäten der antiken Literatur so wenig Federlesens macht, widmet sein Werk seinem „Schwager und treuen Freunde Adolf Harnack", dem Kirchenhistoriker, der die historische Wahrheit der Evangelien gegen die Kritik der Strauß und Bauer gerettet haben will.

Sind die Grundsätze der historischen Forschung, auf denen Herr Delbrück sein Werk aufbaut, anders richtig, so wandelt augenblicklich unter der Sonne kein ärgerer Frevler an der Würde der historischen Wissenschaft als Herr Harnack.

2. Marathon und Thermopylae.

Delbrück beginnt mit den Perserkriegen als derjenigen historischen Periode, über die uns einigermaßen sichere Nachrichten vorliegen, mögen sie auch von der Legende vielfach übersponnen und erst aus dem Munde der nächsten Generation aufgeschrieben worden sein.

Das persische Heer kam im Jahre 490 v. u. Z. in einer Zahl, die nicht genau angegeben wird, aber das Vielfache von dem betragen haben soll, was die Athener aufbieten konnten, über das Ägäische Meer und landete in der Ebene von Marathon. Es war ein Berufsheer, bestand aus Bogenschützen und Reitern.

Das athenische Heer dagegen war ein Bürgeraufgebot, gepanzertes Fußvolk mit einer etwa zwei Meter langen Stoßstange, mit Helm, Harnisch, Beinschienen, Schild als Schutzwaffen, einem kleinen Schwert als Hilfswaffe. Diese Hopliten, wie sie hießen, bildeten einen festgeschlossenen taktischen Körper, die Phalanx. Sie ist eine ununterbrochene mehrgliedrige Linearaufstellung von wechselnder Tiefe, von sehr oft 8, aber auch 12, ja 25 Mann Tiefe. Das athenische Heer soll nach Angabe von griechischer Seite bei Marathon 10000 Mann stark gewesen sein, eingeschlossen in diese Zahl oder daneben noch 1000 Platääer, doch sind diese Zahlen in keiner Weise beglaubigt. Platää war ein ganz kleiner Flecken, und nach den Ziffern der Heeresmassen, die Athen erst sechzig Jahre später nach einem gewaltigen Wachstum an Macht und Reichtum aufzubringen vermochte, ist nicht daran zu denken, daß die arme Stadt im Jahre 490 schon über 10000 oder auch nur 9000 Hopliten mit ihre kostbaren Rüstungen verfügen konnte. Es sind ihrer bei Marathon schwerlich mehr als 5000 gewesen, deren jeder von einem ungewappneten Knechte begleitet war.

Nach langem Streite darüber, ob sie den Angriff der Perser in der Stadt abwarten oder den Feinden entgegengehen sollten, um ihnen eine Schlacht zu liefern, faßten die Athener auf Rat des Miltiades den kühneren Entschluß. Sie marschierten ab und nahmen ihre Aufstellung in einem kleinen Seitental der Berge, die die Ebene von Marathon umschließen, im Vrana-Tal, an dem der Weg nach Athen vorüberführte. In die Ebene von Marathon durften die Athener nicht hinabsteigen, weil ihre Phalanx gegenüber der persischen Waffenkombination, in der Front von den Bogenschützen mit Pfeilen angegriffen und in der Flanke von der Reiterei gepackt, verloren gewesen wäre. Dagegen deckte sie am Eingang des Vrana-Tales die Straße nach Athen, war durch die Berge des engen Tales in den Flanken geschützt und konnte, da sie im eigenen Lande keine Sorge um die Verpflegung zu haben brauchte, ruhig die Ankunft der Spartaner abwarten, deren Hilfe die Athener durch einen Eilboten erbeten hatten.

So standen sich beide Heere drei Tage gegenüber. Denn die persischen Feldherren zögerten, die starke Stellung der Athener anzugreifen, während ihnen doch nichts anderes übrig blieb, wenn sie nach Athen kommen wollten. Hätten sie die große numerische Überlegenheit gehabt, die sie nach der Über-

lieferung gehabt haben sollen, so war freilich sehr leicht zu sagen und auch sehr leicht zu tun, was ihnen den Sieg schaffen mußte; ein Teil des Heeres konnte hier die Athener festhalten, während der andere Teil sie umging und aus ihrer festen Stellung herausmanöverierte. Daß die persischen Feldherren Datis und Artaphernes daran gar nicht gedacht, sondern nach mehrtägigem Zaudern endlich den Stier bei den Hörnern gepackt haben, um nur nicht noch die Ankunft der Spartaner abzuwarten, ist der durchschlagende Beweis dafür, daß sie an Zahl den Athenern keineswegs überlegen, möglicherweise selbst nicht einmal gewachsen gewesen sind.

Nach Herodots Erzählung haben sich nun die Athener mit einem Anlauf von acht Stadien auf den Feind gestürzt und ihn geworfen. Das ist aber eine handgreifliche Unmöglichkeit. Weder eine griechische Phalanx noch sonst eine andere geordnete Schlachtlinie hat je anderthalb Kilometer, den fünften Teil einer deutschen Meile, laufen können, ohne in völlige Unordnung zu geraten und eine leichte Beute der Feinde zu werden. Nach dem preußischen Reglement für das Turnen der Infanterie darf ein Lauf mit feldmarschmäßigem Gepäck nicht länger als zwei Minuten gleich 350 Schritt währen, wenn die Truppe mit ungeminderter Gefechtskraft noch an den Feind kommen soll. Delbrück hat jedoch in ebenso feiner wie glaubwürdiger Weise den offenbaren Irrtum Herodots aufgeklärt; genau acht Stadien vom Vrana-Tal erhebt sich der Grabhügel, den die Athener ihren gefallenen Kriegern errichteten, nicht wo der erste, sondern wo der letzte Zusammenstoß erfolgte.

Auf diesem Grabhügel hat Herodot gestanden und sich erzählen lassen: bis hierher, acht Stadien von jenem Tale, stürmten die Athener vor, wie Herodot verstand, in der Attacke, wie es gemeint war, im Durchkämpfen der Schlacht und in der Verfolgung. Es ist fast unbegreiflich, daß diese ansprechende Konjektur, die den Lauf der Schlacht überhaupt erst verständlich macht und dem braven Herodot doch sicherlich nicht zu viel tut, von dem vielgepriesenen Philologen v. Willamowitz-Möllendorf mit den Worten verhöhnt worden ist: „Der fabelhafte Lauf sollte niemand quälen; Artemis hat ihnen die Kraft dazu gegeben und erhält zum Danke das Ziegenopfer"; man solle aus Mißgunst und Unverstand nicht abstreiten, daß das schlichte Vertrauen auf Gott und die eigene Tüchtigkeit wider alle Voraussicht menschlicher Kleingläubigkeit den Sieg gegeben habe!

Mit dieser Verbesserung Herodots durch das preußische Reglement ist der Verlauf der Schlacht ganz klar. Miltiades ließ den angreifenden Feind bis auf 100 oder 150 Schritt Distanz herankommen, bis der Pfeilregen der Perser wirksam wurde; dann ließ er die Phalanx im Laufschritt auf den Feind stürzen. Der Lauf hatte den doppelten Zweck, die Wucht des Anpralls moralisch und physisch zu verstärken und den Pfeilschuß zu unterrennen. Bei dem kurzen Anlauf hatte die feindliche Reiterei keine Zeit, den Angriff in die Flanken der Phalanx zu unternehmen. Die Masse der Bogenschützen mit ihren viel unbedeutenderen Schutzrüstungen stob vor der Gewalt dieses Stoßes auseinander, und als sich nach kurzer Gegenwehr der allgemeine Strom der Flucht über die Ebene ergoß, hatte die persische Reiterei keine Möglichkeit mehr, die Schlacht wiederherzustellen. Das ganze persische Heer eilte zu den Schiffen, und es gelang ihm auch, zu entkommen, da es eine Weile dauerte, bis Miltiades an der Stelle, wo sich der Grabhügel erhebt, seine sieges-

trunkenen Leute gesammelt hatte und zu einem neuen Kampfe gegen die Schiffe vorführte, von denen nur sieben erbeutet wurden.

Delbrück faßt sein Urteil über die Schlacht zusammen: „Riesenhaft steht die Gestalt des Feldherrn Miltiades am Eingang der Weltkriegsgeschichte; die vollendetste und seltenste Form der Schlachtenführung, die alle Kriegskunst bis auf den heutigen Tag hervorgebracht hat, die defensiv-offensive, tritt uns hier in den einfachen Linien des klassischen Kunstwerkes entgegen. Welch ein Blick in der Wahl des Schlachtfeldes, welche Selbstbeherrschung in dem Abwarten des feindlichen Angriffs, welche Autorität über die Massen, über ein selbstbewußtes demokratisches Bürgertum, es in der gewählten Stellung festzuhalten und dann in dem entscheidenden Augenblick im Sturmschritt zur Attacke vorzuführen. ... Alles ist auf diesen Augenblick gestellt — keine Minute zu früh: sonst kommen die Athener ohne Atem und Ordnung an den Feind; keine Minute zu spät: sonst sind bereits zu viele von den feindlichen Pfeilen getroffen, und die Menge der Stürzenden und Weichenden hemmt und bricht endlich die Kraft des Ansturmes, der wie ein Bergsturz auf den Feind fallen muß, wenn er den Sieg geben soll. Wir werden noch manches Ähnliche, nichts Größeres zu berichten haben."

Die Größe dieser Schlacht wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß die Legende von der Geschichte abgelöst wird. Die griechischen Schriftsteller befinden sich in einem eigentümlichen Widerspruch, indem sie die Perser bald als ausgezeichnete und tapfere Krieger, bald als so große Feiglinge schildern, daß sie mit der Peitsche in die Schlacht getrieben werden mußten. Es ist aber sofort klar, welche dieser Meinungen daneben haut. Der Perserkönig wird sicherlich seine besten Truppen für die Expedition nach Griechenland ausgewählt haben, und das Gerede von der Feigheit der Perser ist nur aus der Notwendigkeit entstanden, zu erklären, wie das kleine griechische Heer eine vielfache Übermacht habe schlagen können. Tatsächlich hat bei Marathon das Bürgeraufgebot einer kleinen Republik das erlesene Berufsheer eines großen Despoten geschlagen. Das ist für die Legende ein viel zu verwickelter Zusammenhang; „die Kategorie der Qualität ist für die Masse zu fein; sie setzt sie um in die Kategorie der Quantität", meint Herr Delbrück mit einem hegelisch-marxischen Anklang, der ihn eigentlich erschauern lassen müßte. Und so überstrahlt die Geschichte weit die Legende, die eine kleine Anzahl tapferer Griechen eine ungeheure Menge feiger Perser in die Flucht schlagen läßt.

Der Perserkönig Darius verwand die Niederlage nicht und rüstete nunmehr ein großes Heer zur Bezwingung Griechenlands, das dann nach seinem Tode sein Sohn Xerxes im Jahre 480 nach Griechenland führte. Das Heer war zu groß, um auf einer Flotte transportiert zu werden, und da es auf die Unterwerfung des ganzen Griechenlands abgesehen war, so empfahl sich auch aus diesem Grunde der Landweg, um gleich auf dem Hinmarsch alle noch unabhängigen Völkerschaften zur Anerkennung der persischen Oberhoheit zu zwingen. Eine große Flotte begleitete das Landheer, um seine Verpflegung zu ermöglichen und die Griechen auch zur See niederzukämpfen.

Über diesen zweiten Perserkrieg, der unter ungleich komplizierteren Verhältnissen stattfand, sind wir viel weniger gut unterrichtet als über den ersten, und namentlich läßt sich die legendarische Überwucherung nicht so leicht auflösen. Die entscheidende Schlacht bei Salamis war eine Seeschlacht; hier fehlt also das Gelände, das bei Marathon so viel dazu beiträgt, den Her-

gang der Dinge aufzuklären. Nach seiner Niederlage bei Salamis verließ Xerxes mit der Flotte den Kriegsschauplatz, ließ aber das Landheer unter seinem Feldherrn Mardonius auf dem griechischen Festland zurück, wo es im Jahre darauf bei Platää von dem griechischen Heere unter dem spartanischen König Pausanias geschlagen wurde: soweit die unsicheren und sich widersprechenden Nachrichten ein Urteil zulassen, in ähnlicher Weise wie das persische Heer bei Marathon.

Hier sollen aus diesem zweiten Perserkrieg nur zwei Gesichtspunkte hervorgehoben werden. An das Heer des Xerxes knüpfen sich namentlich die Sagen von den ungeheuren Massen der Perser. Die vier Millionen des Herodot, darunter zwei Millionen Kämpfer, sind im allgemeinen aufgegeben, obgleich ein französischer Forscher der neuesten Zeit, dem sich weder Gelehrsamkeit noch Scharfsinn absprechen läßt, von den 1700000 Mann des persischen Landheers nur ein oder das andere Hunderttausend abstreichen lassen will. Andere Altertumsforscher lassen sich eher aufs Abhandeln ein, aber so viele Hunderttausende, wie Herodot an Millionen angibt, möchten sie im allgemeinen noch retten. Herr Delbrück geht auch hier resolut vor und schätzt die Gesamtmasse des persischen Heeres auf 60000 bis 80000 Köpfe, darunter etwa bis 25000 wirkliche Kämpfer.

Es ist möglich, daß er darin etwas zu weit geht; auch nach seiner eigenen Auffassung läßt sich einiges gegen diese Ziffern einwenden in dem Sinne, daß sie vielleicht zu niedrig gegriffen worden sind. Indessen kommt es gegenüber den herodotischen Millionen auf ein Zehntausend mehr oder weniger gar nicht an. In dem entscheidenden Punkte, dem methodischen Prinzip der Forschung, hat Delbrück unbedingt recht. Ergeben sich die Heeresziffern Herodots als reine Phantasien, die sachlich vollkommen unmöglich sind, so ist es auch eine rein phantastische Spielerei ohne jeden wissenschaftlichen Wert, so viel von ihnen abzustreichen, bis sie etwa denkbar und möglich werden. Die einzig richtige Methode ist vielmehr, auf dem Wege der Sachkritik zu ermitteln, wie hoch sich die Ziffer des persischen Heeres belaufen haben kann.

Nach Herodot haben die Griechen bei Platää 110000 Mann gehabt, darunter etwa 38000 Kombattanten. Nun ist diese Ziffer schon deshalb unannehmbar, weil die Verpflegungsschwierigkeiten für die damalige Zeit unüberwindlich gewesen wären; eine solche Masse konnten die Griechen für längere Zeit nicht auf demselben Fleck ernähren. Es kommt aber hinzu, daß sie eine Flotte mit 20000 Hopliten ausgesandt hatten, um die jonischen Inseln zum Abfall von der persischen Herrschaft zu ermuntern. Nahe an 40000 Hopliten können sie dann aber nicht noch für den Landkrieg übrig behalten haben; nach der damaligen Leistungsfähigkeit der griechischen Staaten werden bei Platää noch 15000 bis 20000 Hopliten und die gleiche Zahl Ungewappneter gewesen sein. Da die Griechen den Kampf in freiem Felde nicht wagten, so mögen die Perser unter Mardonius eine Übermacht gehabt haben; groß ist der Unterschied aber auf keinen Fall gewesen, da es dem persischen Feldherrn nie gelang, die Griechen aus ihrer defensiven Stellung am Kithäron herauszumanövrieren. Im Höchstmaße mögen die Perser bei Platää 25000 Vollkrieger gemustert haben, und so hoch nimmt Delbrück demgemäß das Landheer an, das Xerxes nach Griechenland führte. Er gleicht dabei die Verluste, die es bis zur Schlacht bei Platää erlitten hatte, mit Kontingenten von unterworfenen Griechenstämmen und Seesoldaten aus, die Xerxes eingestellt habe, ehe er nach Persien zurückkehrte.

Zwischen 25000 und 2 Millionen oder vielmehr, wenn man die ganze Heeresmasse rechnet, zwischen 70000 und 4 Millionen ist nun freilich ein mächtiger Unterschied, und es fragt sich bei alledem, wie er sich auch nur in der Legende hat bilden können. Herr Delbrück antwortet, in der Kriegsgeschichte zeige sich immer wieder, wie schwer es selbst für ein geübtes Auge sei, große Massen richtig abzuschätzen; Moltke erzählt in seiner Geschichte des Russisch-Türkischen Krieges von 1828/29, nachdem Diebitsch den Balkan überschritten habe, sei ein türkischer Offizier zur Rekognoszierung ausgeschickt worden und sei mit der Meldung zurückgekehrt, man könne eher die Blätter im Walde als die Köpfe im feindlichen Heere zählen, und dabei habe Diebitsch 25000 Mann gehabt. Erwägt man, daß die 70000 Mann des Xerxes mit viel Pferden, geringer Marschdisziplin, auf oft beengten, unebenen, durch Steigungen, Wasserrisse und andere natürliche Hemmungen beeinträchtigten Straßen marschiert sind, so haben sie eine Kolonne von wenigstens 10 Meilen Tiefe gebildet; für die Anwohner, die tagelang immer neue Truppen heranziehen sahen, hat schließlich alles Zählen aufgehört, und die Phantasie hat den freiesten Spielraum gewonnen.

Der zweite Gesichtspunkt, bei dem wir uns noch einen Augenblick aufhalten möchten, betrifft den Kampf bei den Thermopylen, dessen Ruhm noch sprichwörtlicher geworden ist als der Kampf bei Marathon. Einer überlegenen Invasion die Gebirgspässe sperren, schlägt immer fehl; über ein Gebirge führen immer mehrere Wege, die alle zu besetzen schwer und die alle zu verteidigen nie gelingt; auch ohne den Verräter Ephialtes hätten die Perser sich den Paß von Thermopylae geöffnet. Will man ein Gebirge als Deckung benutzen, so verlangt die Theorie der Taktik, daß man sich mit gesamten Kräften gegenüber den Wegen lagert, die aus dem Gebirge führen, und die einzelnen Abteilungen, wie sie nach und nach hervordringen, aufs Haupt zu schlagen sucht. Hier scheinen die Griechen also einen argen Fehler gemacht zu haben.

In der Tat aber lag die Sache doch anders. Es war von vornherein unmöglich, daß die Griechen in dem eben entwickelten richtigen Sinne den Öta als Deckung benutzen konnten; sie konnten hier nicht alle ihre Kräfte vereinigen und eine Offensivschlacht liefern. Von den Bürgeraufgeboten einer Anzahl kleiner Republiken kann nicht erwartet werden, daß sie ihre gesamten Truppen so weit von Hause schicken und den Gefahren einer großen Schlacht aussetzen, zumal da ein großer Teil der Griechen, namentlich die Athener, entschlossen waren, die Entscheidung zur See zu suchen, wo sie dann auch gefallen ist.

Jedoch ehe der Sieg bei Salamis erfochten werden konnte, mußte ganz Mittelgriechenland den Persern überlassen, mußte selbst die Stadt Athen geräumt werden. Es wäre nun von demoralisierendster Wirkung gewesen, wenn dem Feinde das Land ohne jeden Schwertstreich geopfert worden wäre. So versuchte man es mit der Paßsperre bei Thermopylae und einem Angriff, den gleichzeitig die griechische Flotte beim Vorgebirge Artemision auf die persische Flotte machte. Siegte die Flotte, so war die Möglichkeit gegeben, daß Xerxes nun auch den Angriff von der Landseite her aufgab. Aber bei Artemision kämpften die beiden Flotten mehrere Tage mit unentschiedenem Erfolg, und zuletzt zog sich die griechische Flotte zurück, weil sie große Verstärkungen zu erwarten hatte und die erlittenen Schäden in den heimischen

Häfen schnell ausbessern konnte, was für die persische Flotte weit schwieriger war.

Damit war jeder rationelle Zweck der Paßsperre bei Thermopylae fortgefallen; dem kleinen Heere unter dem spartanischen König Leonidas blieb nur Rückzug oder Untergang übrig. „Die Kritiker sagen, Leonidas hätte sich zurückziehen sollen; so viel ist gewiß, die Kritiker hätten sich zurückgezogen." So das bekannte Witzwort Heinrich Leos. Leonidas aber ließ, als ihm die Umgehung der Perser gemeldet wurde, sein kleines Heer zwar den Rückzug antreten; er selbst aber blieb mit seinen 300 Spartanern, um den Rückzug zu decken und durch den gemeinsamen Opfertod zu erhärten, daß der formale Fehler der Paßsperre in der Tat nur den endlichen Sieg vorbereitete. Leonidas kannte das moralische Element des Krieges; es war von unermeßlichem Werte für die künftigen Kämpfe, daß den Barbaren der Eintritt in das eigentliche Hellas nicht kampflos preisgegeben werde.

So auch haben die Griechen selbst schon den Kampf bei den Thermopylen aufgefaßt, wie ihre klassische Grabschrift des Leonidas und seiner Dreihundert zeigt:

> Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
> Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

3. Der Peloponnesische Krieg.

Ein ganz anderes Gesicht als die Perserkriege zeigt der Peloponnesische Krieg. Jene waren wesentlich beherrscht durch den Unterschied der kämpfenden Heere in Bewaffnung und Taktik; in diesem kämpften Griechen mit Griechen, aber so, daß die eine Partei zu Wasser ein ebenso großes Übergewicht hatte, wie die andere zu Lande.

Hierdurch wurde eine ganz neue Aufgabe strategischer Natur gestellt. In den Perserkriegen handelte es sich um große Entscheidungen; es kam nur darauf an, ob der persische König die Griechen unterjochte oder von ihnen mit dem Schwerte heimgejagt wurde. Dagegen schleppte sich der Peloponnesische Krieg siebenundzwanzig Jahre lang hin, ohne daß es je zu einer entscheidenden Schlacht gekommen wäre, und endete in einer allgemeinen Erschöpfung und Verwüstung, wie in neueren Zeiten der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg.

Dieser Unterschied, der sich zum erstenmal zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Kriege zeigte, kehrt fortan immer in der Kriegsgeschichte wieder: es ist der Unterschied zwischen der Niederwerfungs- und der Ermattungsstrategie. Sie wechseln je nach den Mitteln und Zwecken des Krieges, aber ihre gehörige Unterscheidung ist der Leitfaden, den man niemals entbehren kann, wenn man sich in dem Labyrinth der Kriegsgeschichte zurechtfinden will. Man kommt zu den tollsten Trugschlüssen, wenn man einen Krieg, der nach den Grundsätzen der Ermattungsstrategie geführt worden ist, an den Grundsätzen der Niederwerfungsstrategie mißt.

Delbrück sagt nun, wie das Hellenenvolk in den Miltiades, Leonidas, Themistokles, Pausanias die genial-schöpferischen Köpfe hervorgebracht habe, die, sobald die Niederwerfungsstrategie notwendig geworden sei, sie sofort in ihrer Tiefe begriffen und die von ihr gestellten Aufgaben mit klassischer Sicherheit gelöst hätten, so sei auch in Perikles der Mann erstanden, von dem das gleiche für die Ermattungsstrategie zu sagen sei. Perikles erkannte, daß

U. OF ILL. LIB.

seine Stadt dem Peloponnesischen Bunde nicht gewachsen sei, und zog daraus mit unerbittlicher Logik die Konsequenz, daß die Athener sich auf keine große Landschlachten einlassen, ihre Landschaft gegen die Plünderungen und Verwüstungen der Feinde gar nicht verteidigen und während des Krieges auf alle neuen Eroberungen verzichten sollten. Dagegen dürften sie ihre Seeherrschaft nicht antasten lassen und müßten den Krieg zur See führen, indem die atherische Flotte die feindliche Küste blockiere, den Handel der gegnerischen Städte vernichte, hier oder da landend und unvermutet auftretend den feindlichen Landschaften noch größeren Schaden zufüge, als die Feinde der Landschaft Attika, so daß diese Feinde ermattet vom Kriege ablassen müßten.

Es fragt sich nun, ob die Strategie des Perikles richtig war, ob nicht vielmehr Athen die Niederwerfungsstrategie hätte führen können und dann auch führen müssen, um sich in ähnlicher Weise die Herrschaft über ganz Griechenland zu sichern, wie Rom die Herrschaft über ganz Italien. Delbrück hat darüber einen hitzigen Federkrieg mit anderen bürgerlichen Gelehrten geführt, die in der Tat behaupten und in gelehrten Werken nachzuweisen versucht haben, daß Perikles mit seiner Strategie sehr auf dem Holzweg gewesen sei. Diese Fehde ist nicht ohne einen gewissen komischen Beigeschmack. Nach dem Krieg von 1870/71 bekam es der preußische Militarismus mit dem Siegestaumel und behauptete, daß der alte Fritz, der tatsächlich an die Ermattungsstrategie gebunden war und sie stets als die „gute Methode" bezeichnet hat, vielmehr einsam emporragend über seiner Zeit schon die Niederwerfungsstrategie Napoleons befolgt habe. Theodor v. Bernhardi, der im Jahre 1866 statt des unabkömmlichen Moltke als militärischer Vertreter Preußens in das italienische Hauptquartier gesandt worden war, also eine Leuchte ersten Ranges in der preußischen Kriegswissenschaft, führte die Phantasie in zwei dicken Bänden aus, und selbst eine Masse Generalstäbler fiel darauf hinein. Delbrück aber bekämpfte sie, und wenn es auch langer Jahre bedurfte, so hat er schließlich der historischen Vernunft wieder zu ihrem Recht geholfen. Inzwischen waren aber einige gelehrte Häuser und durch Bernhardi patriotisch entzündete Gemüter über den Peloponnesischen Krieg geraten und hatten den armen Perikles verarbeitet, weil er vor den Grundsätzen der Strategie nicht bestehe, die der borussische Nationalheros angeblich befolgt haben sollte. In diese Konfusion leuchtete nun wieder Delbrück hinein durch den Nachweis, daß Perikles dieselbe Strategie befolgt habe wie König Friedrich, der, gemessen an den Grundsätzen der Niederwerfungsstrategie, eine ebenso jämmerliche Karikatur werde, wie jene Gelehrten aus Perikles gemacht hätten.

Damit ist nun aber eigentlich noch nicht bewiesen, daß Perikles auf dem richtigen Wege gewesen sei, zumal da der Peloponnesische Krieg mit der gänzlichen Niederlage Athens geendet hat. Und hier hat Delbrücks Beweisführung allerdings eine große Lücke. Seine Arbeiten über die Unterschiede zwischen der friderizianischen und der napoleonischen Strategie gehen überall auf den Grund der Dinge, indem sie nachweisen, daß die eine wie die andere Strategie an ökonomische Voraussetzungen gebunden gewesen sei, die zu ändern gar nicht in der Macht ihrer noch so genialen Träger gelegen habe; seinen Nachweis aber, daß Perikles mit seiner Ermattungsstrategie im Recht gewesen sei, stützt er wesentlich auf die Autorität des Thucydides, den er so unfehlbar in jedem Worte findet, wie er den anderen antiken Historikern mit der Fackel

der Sachkritik in Herz und Nieren leuchtet. Es liegt hier eine jener tollen Ideologien vor, in die Delbrück von Zeit zu Zeit verfällt, zur Buße dafür — oder um dem „Thucydides-Theologen", wie er sich gern nennt, nicht auch noch theologisch zu kommen — in richtiger Konsequenz der Tatsache, daß er, wenn er sich auf seinen Wegen dem historischen Materialismus genähert hat, mit einem wilden Seitensprung davon rennt.

Thucydides ist gewiß ein bedeutender Historiker, und wenn er auch nichts weiß, weder von einer künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen, noch von einer ökonomischen und sozialen Entwicklung, so ist er, was die äußere Feststellung der Tatsachen auf dem im beschränktesten Sinne des Wortes politischen Gebiet anbetrifft, wohl der genaueste Historiker des Altertums. Freilich hapert es auch hier an allen Ecken und Enden, ja man stolpert schon beim ersten Schritt. Die Frage, ob Perikles im Peloponnesischen Kriege die richtige Taktik befolgt habe, hängt davon ab, ob Athen in der Tat nicht mächtig genug gewesen sei, um seine Gegner niederzuwerfen und die Hegemonie über ganz Griechenland zu erobern. Über die militärischen Machtmittel Athens beim Beginn des Krieges macht Thucydides aber so konfuse Angaben, daß sein Bewunderer Delbrück die weitläufigsten Rechnungen anstellen muß, um einigen Sinn hineinzubringen. Er selbst hat die Empfindung, daß er damit nicht zum Ziele kommt, zumal da andere Gelehrte aus den Ziffern des Thucydides das Entgegengesetzte von dem herausrechnen, was Delbrück herausrechnen will, und so hilft er sich wiederholt mit dem Trumpfe: „Die Autorität des größten aller Historiker ist unrettbar zerstört, eine Säule der griechischen Literatur ist umgestürzt, wenn jemand nachweist, daß Athen im Jahre 431 60000 Bürger hatte (also eine Niederwerfungsstrategie im Peloponnesischen Kriege annehmen konnte). Dann hat Thucydides den Perikles und seine Politik falsch beurteilt, dann dürfen wir seinem Urteil überhaupt nicht mehr trauen." Delbrück verfällt hier in denselben Fehler, den er an seinen gelehrten Gegnern nicht genug zu tadeln weiß; er treibt bloße Wortkritik, und indem er Thucydides über alles Maß erhöhen will, stellt er ihn tief unter alles Maß: wenn die ganze Glaubwürdigkeit dieses Historikers daran hinge, daß einige konfuse Zahlen, die er mitteilt, in Delbrücks Sinne ausgelegt werden, dann brauchte man sich nicht viel mit ihm abzugeben.

Lassen wir diese Ziffern beiseite, in die nun einmal kein Sinn und Verstand zu bringen ist, und halten wir uns mit der von Delbrück so dringend empfohlenen Sachkritik an das, was Thucydides sonst zu erzählen weiß. Er nennt als die eigentliche Ursache des Krieges, daß die Athener wegen ihrer heranwachsenden Macht den Spartanern furchtbar geworden wären. Das ist nun schon recht oberflächlich ausgedrückt; was wäre über den Krieg von 1870/71 viel gesagt, wenn man als seine eigentliche Ursache angeben wollte, daß die heranwachsende Macht der Deutschen den Franzosen furchtbar geworden sei? Immerhin — wär es nur eine Trivialität, so möchte es hingehen, aber es ist auch ein grober Irrtum, der von vornherein beweist, daß Thucydides den historischen Sinn des Peloponnesischen Krieges überhaupt nicht verstanden hat. Delbrück selbst sagt einmal: „Die eigentlich unversöhnlichen Feinde Athens waren die Thebaner und Korinther, nicht die Spartaner." Er schreibt diesen Satz nur beiläufig nieder, in einer Auseinandersetzung, durch die er nach dem Vorbild seines Meisters Thucydides den „nichtsnutzigen Poltron", den „widerwärtigen Menschen" Kleon noch einmal totschlagen will. Aber an und für

sich ist der Satz vollkommen richtig, und man braucht nur die notwendigen Konsequenzen aus ihm zu ziehen, um die Ursachen des Peloponnesischen Krieges zu erkennen.[1]

In den Perserkriegen hatten sich Athen und Sparta als die beiden stärksten Mächte Griechenlands erwiesen, aber in diesen Kriegen selbst war Athen über Sparta hinausgewachsen. Trotz aller Lorbeeren, die sich die spartanischen Könige Leonidas und Pausanias bei Thermopylae und Platää erwarben, hatte Athen nicht nur den ersten großen Sieg über die Perser erfochten, sondern danach auch richtig erkannt, daß die letzte Entscheidung auf der See liege. Auf den Rat des Themistokles rüstete Athen eine große Flotte, und unter dem Befehl des Themistokles wurde die Seeschlacht bei Salamis geschlagen, die den persischen König heimpeitschte und den Abfall der griechischen Inseln und der griechischen Küstenstädte in Kleinasien von der persischen Oberherrschaft herbeiführte. Alle diese blühenden Gemeinwesen, die nach vielen Hunderten zählten, schlossen sich nun an das seemächtige Athen an, dem sie ihre Freiheit vom persischen Joche verdankten. Es war zunächst ein Bund gleichberechtigter Seegemeinden, die ihren Mittelpunkt auf der Insel Delos hatten, aber bald wurden die Bündner Athens, wenngleich sie formell seine Bundesgenossen blieben, doch tatsächlich seine Untertanen; die Bundeskasse wurde nach Athen verlegt und in Athen verwaltet, und aus den Beiträgen der Bundesmitglieder wurden Tribute, die Athen in seinem Interesse und in seinem Nutzen verwaltete.

Wie sich diese Entwicklung im einzelnen vollzog, wie, um mit Grote zu sprechen, „ein aus freier Wahl der einzelnen Glieder entstandener Bund von einer selbständigen, wohlbewehrten Kriegerschar unter Athens Leitung zu einer Verbindung waffen- und tatloser, durch Athens Kriegsmacht beschützter Tributpflichtiger herabsank, von freien Bundesgenossen, die zu Delos gleichberechtigt berieten, zu vereinzelten Untertanen, die ihren Tribut nach Athen sandten und von Athen ihre Befehle empfingen", das läßt sich nach den vorhandenen Quellen nicht im einzelnen verfolgen. Aber aus dem Übergewicht Athens über die einzelnen Bundesgenossen läßt es sich leicht genug erklären, gerade auch durch die Ausnahmen von der Regel; einige der größten Inseln, Chios, Lesbos und Samos, blieben freie und bewaffnete Bundesgenossen Athens. Die Herrschaft Athens über den Rest nennt Perikles selbst einfach und treffend eine „Tyrannis"; auf den Tributen der Bündner, die sich jährlich auf 600 Talente beliefen — nach unserem Gelde 2 bis 3 Millionen Mark — beruhte der Glanz des Zeitalters, das sich nach Perikles nennt.

Nach allen Grundsätzen der Sachkritik mußte dieser mächtige Aufschwung Athens auch einen mächtigen Rückschlag auf die innere Entwicklung der athenischen Gesellschaft und des athenischen Staates haben. Das „Schiffsvolk" überwog immer mehr das „Landvolk"; die Demokratie, die ihre ökonomische Wurzel von Anbeginn im Handel und in der Seefahrt Athens gehabt hatte, verdrängte mit dem immer stärkeren Anwachsen von Handel und Seefahrt die

[1] H. Delbrück, Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang über Thucydides und Kleon. Berlin 1890. Seite 221. Ich muß zugleich auf den Aufsatz verweisen, den Genosse Beer an der Hand einer englischen und einer französischen Schrift in Nr. 32 der „Neuen Zeit" im Vorjahr veröffentlicht hat. Bei gleicher Grundauffassung berühre ich die Punkte, die Beer schon eingehender erörtert hat, an dieser Stelle nur flüchtig und hebe lieber andere hervor, die Beer nicht berührt hat.

Oligarchie, die Handvoll alter Geschlechter, die, gestützt auf die bäuerliche Bevölkerung, bisher die Leitung des Staates besessen hatten. Die Tradition, die in allen politischen Umwälzungen immer eine große Macht bewahrt, ließ die handel- und gewerbetreibende Masse noch nicht unmittelbar ans Ruder kommen; auch Perikles gehörte den alten Geschlechtern an, aber er herrschte nur als Vertrauensmann der Demokratie.

Im Gegensatz zu Athen blieb Sparta eine Landmacht, und so blieb es auch bei seiner gesellschaftlichen Organisation, in der ein verhältnismäßig wenig zahlreicher Militäradel, die Spartiaten, über den persönlich freien, aber politisch rechtlosen Periöken und der Masse der Heloten, der versklavten Bauernklasse, stand, so blieb es auch bei seiner oligarchischen Staatsverfassung. Wie in Athen die Demokratie, so war in Sparta die Oligarchie am weitesten ausgebildet, und wo immer sonst in Griechenland oligarchische und demokratische Elemente miteinander rangen, blickten jene so sehnsüchtig nach Sparta wie diese nach Athen. In Athen selbst waren die Oligarchen mehr oder minder glühende Bewunderer Spartas, und mit der Eigensucht jeder herrschenden Klasse, die den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlt, nur zu geneigt, auf Kosten ihrer Stadt mit Sparta zu machenschaften. Sparta selbst sah das reißend schnelle Aufblühen seiner Nebenbuhlerin sicherlich mit allen anderen Empfindungen eher an als mit freudiger Genugtuung, und war gewiß bereit, ihm alle möglichen Hindernisse zu bereiten. Aber zu einer ausschweifenden Angriffspolitik gegen Athen fehlten ihm die Neigung und die Nötigung ebenso wie die Mittel und die Möglichkeit. Die ewige geheime Angst vor Helotenaufständen lähmte die Eroberungslust des Militärstaats, und unmittelbar hatte Sparta von Athen nichts zu fürchten; aus einem Helotenaufstand, der den Spartiaten schon das Messer an die Kehle setzte, wurden sie durch Athens Hilfe gerettet. Dann aber, da Sparta eine Landmacht war, wie wollte es die Seeherrschaft Athens brechen und sie dann selbst als Erbe Athens antreten?

So gering jedoch die Angriffslust in dem oligarchischen Sparta war, so groß war sie in dem demokratischen Athen, wenn sie sich auch nicht gegen Sparta richtete. Überraschend schnell hatte sich Athen die Herrschaft über das Ägäische Meer gesichert, über den östlichen Teil des Mittelmeers, allein nun trachtete es mit heißer Begier, auch nach Westen erobernd über die See zu dringen. Handelskapital ist immer beutegierig und eroberungslustig, und in diesem besonderen Falle ist besonders leicht zu erkennen, daß es sich bei der athenischen Eroberungslust um eine Lebensfrage für die athenische Demokratie handelte. Je mehr Reichtümer ins Land kamen, um so mehr akkumulierten und konzentrierten sie sich in den Händen einer geringen und immer mehr zusammenschwindenden Zahl, während die große Masse der freien Bürger immer mehr verarmte. Da alle gewerks- und handwerksmäßige Arbeit den Sklaven vorbehalten blieb, mit denen zu konkurrieren überdem für schimpflich galt, so wurde die athenische Demokratie unwiderstehlich dazu gedrängt, die Seeherrschaft des Staates immer weiter auszudehnen, um immer stärkere Profite und Tribute ins Land zu schaffen und dadurch den Prozeß ihrer Verarmung aufzuhalten.

Wenn nun aber Athen seine Seeherrschaft über das westliche Mittelmeer ausdehnen wollte, so stand ihm nicht Sparta im Wege, sondern Megara, Korinth und Böotien. Es konnte freilich um den Peloponnes herum zwischen dem Vorgebirge Malea und der Insel Kythera ins westliche Meer gelangen,

aber diese Fahrt galt in damaliger Zeit für sehr gefährlich, und der Handel zwischen Kleinasien und Italien, zwischen dem östlichen und dem westlichen Teile des Mittelmeers ging über die Landenge, die Mittelgriechenland mit dem Peloponnes verband, über den Isthmus von Korinth, der Athen vom westlichen Mittelmeer absperrte. Er war im Besitz von Megara und Korinth, die beide durch den Handel über den Isthmus zu reichen Städten wurden. Megara war ein kleiner Staat, den Athen leicht in die Tasche stecken konnte, um so leichter, als Megara auf Korinth nicht weniger eifersüchtig war als auf Athen und deshalb zwischen beiden hin und her schwankte. Korinth aber war eine große und reiche Handelsstadt, die gar nicht daran dachte, sich von Athen lahmlegen zu lassen, und engen Anschluß an Sparta suchte, um eine Stütze gegen das mächtigere Athen zu finden. Es blieb danach für Athen nur noch der Weg, Böotien zu erobern, wodurch es den Isthmus von Korinth überflügelt hätte und direkt an den korinthischen Meerbusen gelangt wäre, der ihm freie Fahrt nach Italien und Sizilien eröffnete.

So waren Böotien und Korinth, wie Herr Delbrück ganz richtig sagt, wenn er auch nicht die richtigen Konsequenzen daraus zieht, die „eigentlich unversöhnlichen" Feinde Athens, und sie hatten auch allen Anlaß dazu, da Athen sie schon einmal derb am Kragen gepackt hatte. Es hatte die Insel Ägina unterworfen; es stand mit Megara im Bündnis, das die Megarer selbst aus Angst vor den Korinthern erbeten hatten, und hielt Nisäa und Pegä, die Häfen von Megara, besetzt; es hatte auch Böotien samt Phokis und Lokris in seine Gewalt gebracht, überall die oligarchischen Gewalthaber gestürzt und demokratische Regierungen eingesetzt, so daß Korinth von allen Seiten eingekreist war. Ja, die Athener hatten in Achaia und Trözen schon auf dem Peloponnes festen Fuß gefaßt und griffen so unmittelbar in die Machtsphäre Spartas ein. Nie war Athen der Hegemonie über ganz Griechenland so nahe, und es ist ihr auch später niemals wieder so nahe gekommen.

Gleichwohl zeigte sich Sparta am saumseligsten in der Abwehr. Zunächst erlitt das athenische Heer eine schwere Niederlage bei Koronea in Böotien, auf einem Zuge, den es gegen einige böotische Orte unternommen hatte, die von den vertriebenen Oligarchen wieder besetzt worden waren; um die zahlreichen Gefangenen zurück zu bekommen, die es bei Koronea verloren hatte, bequemte sich Athen zu einem Friedensschluß, durch den es ganz Böotien preisgab, wo nun überall wieder Oligarchen ans Ruder gelangten, ebenso wie in Phokis und Lokris, die nach dem Verzicht auf Böotien nicht mehr zu halten waren. Dann aber packten die von Athen vertriebenen Oligarchen die verhaßte Stadt da an, wo sie am verwundbarsten war: sie wußten die große Insel Euböa zum Abfall von Athen zu bewegen, und als Perikles an der Spitze eines starken Heeres auszog, Euböa wieder zu unterwerfen, mußte er schleunigst umkehren auf die Nachricht hin, daß Megara, von Korinth aufgestiftet, abgefallen sei und ein spartanisches Heer heranmarschiere, um in Attika einzufallen. Dieser Einfall erwies sich jedoch als sehr harmlos; die Spartaner hatten kaum den Boden Attikas betreten, als sie schon wieder umkehrten, angeblich weil Perikles ihre Führer bestochen hatte. Perikles unterwarf nun Euböa, womit Athens Seeherrschaft gesichert war. Aber den Landkrieg nahm es nicht wieder auf; im Jahre 445 schloß Athen vielmehr einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit seinen Feinden, durch den es auf Nisäa, Pegä, Achaia und Trözen verzichtete und sich mit dem Eintritt

Megaras in den Peloponnesischen Bund unter Führung Spartas einverstanden erklärte.

Es war eine schwere Niederlage Athens, allein der vierzehnjährige Frieden, der nun folgte, schien zu beweisen, daß Griechenland in den beiden großen Bündnissen, dem Athenischen und dem Peloponnesischen Bund, sein Gleich- und Schwergewicht gefunden habe, das ihm eine dauernde Blüte sicherte. In Athen begann jenes wunderbare Zeitalter der Kunst, deren Trümmer heute noch das Entzücken der gesitteten Menschheit erregen, während die Stadt in keiner Weise auf neue Eroberungen bedacht war und auch ihren Bündnern keine unbilligen Härten zufügte, außer eben der Abhängigkeit, in der es sie hielt. Nur auf den Inseln, die wirklich noch freie Verbündete Athens waren, rumorte es; in Samos kam es zu einem wirklichen Aufstand, den Athen gewaltsam niederwerfen mußte, und von Lesbos wurde in Sparta angefragt, ob auf peloponnesische Hilfe zu rechnen sei, wenn auch diese Insel abfiele. Jedoch den Lesbiern wurde im stillen von Sparta abgewinkt, und Samos erhielt ganz offiziell eine Absage vom Peloponnesischen Bunde, als es um Hilfe gegen Athen bat; gerade die hitzigsten Feinde Athens, die Korinther, traten gegen eine Unterstützung der Samier ein, die eine Verletzung des dreißigjährigen Waffenstillstandes sein würde; man müsse jedem der beiden Bünde das Recht wahren, seine abtrünnigen Glieder zu züchtigen. Möglich, daß diese Zurückhaltung des Peloponnesischen Bundes und namentlich der Korinther nicht wirklicher Friedensliebe entsprang, sondern berechnenden Gründen irgendwelcher Art, die wir nicht kennen; jedenfalls sprechen sie dagegen, daß der Peloponnesische Krieg aus einem elementaren Ausbruch des Hasses und Neides entstanden sei, die Athen den Staaten des Peloponnesischen Bundes eingeflößt haben soll; am wenigsten die künstlerische Blüte, die Athen in den Friedensjahren entfaltete, beunruhigte die Spartaner.

Aber dieser herrlichen Blume selbst saß der Wurm im Kelche. Der alte Boeckh hat in seiner berühmten Schrift über den Staatshaushalt der Athener den Vorwurf erhoben — und er durfte sich dabei auf Aristoteles und Plato berufen —, daß Perikles die öffentlichen Einkünfte verschleudert habe, um den Volkshaufen zu bestechen, durch den Richterlohn, das Theatergeld und andere Soldarten, während er ihn zugleich mit allerlei Pomp, mit Speisungen und anderen Festlichkeiten angenehm unterhalten habe. Perikles habe seine Athener geldgierig und faul, geschwätzig und feige, verschwenderisch und unbändig gemacht, indem er sie durch Spenden aus dem öffentlichen Schatze nährte und durch prachtvolle Werke ihrer Genußsucht und Sinnlichkeit schmeichelte. Freilich sei Perikles ein zu geistvoller Mann gewesen, als daß er diese Folgen seiner Maßregeln hätte verkennen können, aber er habe keine andere Möglichkeit gesehen, seine und des Volkes Herrschaft in Hellas zu erhalten; er habe erkannt, daß mit ihm Athens Macht untergehen würde, und habe sich möglichst lange zu halten gesucht, übrigens aber den Haufen ebensosehr verachtet wie gefüttert. Dagegen haben sich andere Gelehrte, wie Oncken, heftig erhoben und in Perikles geradezu das Ideal eines Staatsmannes vergöttert.

Beide Teile haben recht und auch unrecht. Wäre Perikles so gewesen, wie Boeckh ihn schildert, der große Mann in der Einbildung, der, weil er allein Athen erhalten zu können geglaubt habe, vor den schofelsten Mitteln nicht zurückgeschreckt sei, so wäre er nicht einmal ein Demagoge, sondern ein simpler

Tor gewesen, von dem nur das eine nicht zu begreifen wäre, wie Perikles ein halbes Menschenalter hindurch der leitende Kopf der athenischen Demokratie sein konnte. Aber als leitender Kopf der athenischen Demokratie konnte er auch nicht das Ideal eines Staatsmannes sein, sondern mußte sich den sozialen Lebensbedingungen dieser Demokratie anbequemen. In dem Maße, wie immer größere Reichtümer in Athen zusammenströmten, wurde die Masse der freien Bürger immer mehr proletarisiert, zersetzte die Geldwirtschaft die alte Bauernwirtschaft, an deren Stelle Latifundien traten, die von Sklaven bearbeitet wurden, entvölkerte sich das flache Land, drängte sich die Menge in die Hauptstadt zusammen, häufte sich neben den immer reicher werdenden Reichen eine immer wachsende Masse von Lumpenproletariat. Ein Echo hat diese Entwicklung in der Antigone des Sophokles gefunden:

Denn nimmer ist ein solches Unheil wie das Geld
Der Welt erwachsen. Städte kehrt's verwüstend um
Und treibt die Menschen flüchtig fort von Haus und Herd:
Mit arger Lehre wandelt Geld der Edlen Sinn,
Daß sie zu schmachvoll bösem Handeln sich verstehn;
Zu jeder Arglist leitet Geld die Menschen an
Und weiht sie ein in jedes gottvergeßne Tun.

Solange nun die Sklavenwirtschaft die Arbeit des freien Bürgers ächtete, so lange blieb nur übrig, den freien Bürger aus den immer schärfer angespannten Tributen der Bündner zu unterhalten und über sein Elend hinwegzutäuschen, wodurch dann freilich die Herrschaft über die Bündner um so unerträglicher wurde und die athenische Seemacht in ihrem tiefsten Grunde erschütterte. Davon liest man nichts bei Thucydides, so gern man einige Dutzend seiner Belagerungs- und Kriegsgeschichten daran gäbe für ein kleines Kapitel über die innere ökonomische Entwicklung Athens zur Zeit der perikleischen Herrschaft. Jedoch die ökonomische Sachkritik hat dasselbe Recht wie die militärische Sachkritik, und heute ist unser ökonomischer Blick geschärft genug, um mit einiger Sicherheit sagen zu können, wie es in einer Handelsrepublik aussehen mußte, die mit dem einen Fuße auf den Tributen unterjochter Gemeinden und mit dem anderen Fuße auf der Sklavenwirtschaft stand.

Nichts erklärlicher, als daß die athenische Demokratie unter solchen Umständen immer eroberungs- und kriegslustiger wurde, und es will uns bedünken, als ob es ein recht zweifelhaftes Kompliment für Perikles sei, wenn Herr Delbrück sagt, er habe nur danach getrachtet, die Dinge zu erhalten, wie sie waren. Delbrück ist immer bereit, über die „Moralsäuseler" zu spotten, die nicht begreifen können, weshalb sich der alte Fritz mit der Eroberung Schlesiens nicht begnügt, sondern den Siebenjährigen Krieg begonnen habe, um auch noch Sachsen einzustecken, aber Perikles soll an dem Peloponnesischen Kriege ganz unschuldig sein. Wir fürchten, daß da das Wort der Kaiserin Friedrich wieder gilt, das sie zu Herrn Delbrück äußerte, als er sich ihr als „konservativen Sozialdemokraten" vorstellte: „Das ist ja recht hübsch von beiden Seiten ums Richtige herum." Man kann in keinem der beiden Fälle einen unwidersprechlichen Urkundenbeweis führen, aber die Gründe, die in dem Falle des preußischen Königs für die Hypothese des Herrn Delbrück sprechen, sind minimal, verglichen mit den Gründen, die in dem Falle des athenischen Staatsmannes gegen seine Hypothese anzuführen sind.

Ist Perikles hinlänglich vor dem Verdacht geschützt, daß er aus den frivolen und selbstsüchtigen Gründen, die ihm Boeckh unterstellt, den Demos von Athen gefüttert habe, so würde er doch kein Staatsmann, sondern höchstens einer jener „praktischen Politiker" gewesen sein, die von der Hand in den Mund leben, wenn er sich keine Gedanken darüber gemacht haben sollte, daß tatsächlich die Folgen dieser Politik zu einer moralisch-politischen Verkommenheit der athenischen Demokratie führen mußten. Blieben die Dinge, wie sie waren, so ließ sich der Bankrott an den Fingern zählen. Aus der schweren Niederlage Athens, die zu dem dreißigjährigen Waffenstillstand führte, hatte Perikles gelernt, daß Athen unmöglich zugleich eine große Land- und eine große Seemacht sein könne, aber wenn er sich nunmehr auf die Seeherrschaft beschränkte, so war er doch keineswegs gewillt, auf ihre Ausdehnung zu verzichten. Gewiß ist es heute leicht zu sagen, daß sich auf der höheren Stufenleiter die Übel, an denen die athenische Macht krankte, nur auf größerem Fuße entwickeln würden, aber an ihre wirklichen Wurzeln konnte Perikles nicht rühren, schon weil er sie als Kind seiner Zeit nicht einmal erkennen konnte; von der Sklavenwirtschaft ganz zu geschweigen, so sagte Perikles von der athenischen Herrschaft über die Bündner, sie sei eine Tyrannis, die erworben zu haben ungerecht, aber die aufzugeben gefährlich, ja unmöglich sei. Ihre Erhaltung fiel aber zusammen mit ihrer Ausdehnung. Als leitender Kopf der athenischen Demokratie blieb Perikles in ihrem Gedankenkreis befangen; seine Aufgabe mußte sich darauf beschränken, in umsichtiger und vorsichtiger Weise an der Ausbreitung der athenischen Seeherrschaft über das westliche Mittelmeer zu arbeiten.

Umsichtig und vorsichtig ist nun auch seine Politik gewesen, aber ihr Ziel blieb deshalb vollkommen erkennbar. Perikles gründete die Kolonie Thurioi am Meerbusen von Tarent und schloß ein Bündnis mit den unteritalisch-sizilischen Städten Rhegium und Leontini. Dann aber, als Korinth mit Korkyra in einen heftigen Zwist geriet und die Korkyräer, die weder dem Athenischen noch dem Peleponnesischen Bunde angehörten, sich den Schutz Athens gegen die drohenden Rüstungen Korinths erbaten, schloß Perikles auch mit ihnen ab. Charakteristisch genug begründeten die Korkyräer ihren Antrag damit, daß ihre Freundschaft oder Feindschaft für Athen von sehr wichtigen Folgen sein könne. Denn ihre Insel liege so bequem zu der Fahrt nach Italien und Sizilien, daß gegen ihren Willen kein Schiff von dorther nach dem Peloponnes kommen, von hier aus aber allemal eine Flotte bequem dahin abgehen könne. In der Tat besaß Korkyra eine bedeutende Seemacht, die größte in Griechenland nächst Athen und Korinth.

Dieser Handel gab den ersten Anstoß zum Peloponnesischen Kriege, enthüllte aber zugleich seine wirkliche Ursache, den Kampf um die Herrschaft auf der westlichen See. Gelang es den Korinthern, die Korkyräer zu unterwerfen, dann waren die Athener von dieser Herrschaft noch vollständiger abgeschnitten als durch den Isthmus; in dieser drohenden Aussicht konnten die Athener gar nicht anders, als den Antrag der Korkyräer annehmen. Dagegen wenn sie sich an dem genügen lassen wollten, was sie besaßen, wenn ihnen nichts mehr am Herzen gelegen hätte, als den Frieden zu erhalten, dann mußten sie die Korkyräer abweisen. In dem dreißigjährigen Waffenstillstand war allerdings jeder griechischen Stadt, die weder dem Athenischen noch dem Peloponnesischen Bunde angehörte, das Recht vorbehalten worden, sich nach ihrem

freien Ermessen dem einen oder dem anderen Bunde anzuschließen, und hierauf pochten die Korkyräer. Dagegen machten die Gesandten, die Korinth ebenfalls nach Athen geschickt hatte, um das Spiel der Korkyräer zu durchkreuzen, nicht ohne Grund geltend, jene Bestimmung des Waffenstillstandes dürfe nicht so ausgelegt werden, daß daraus ein Krieg zwischen beiden Bünden entstehe, was zu verhüten ja eben der Zweck des Waffenstillstandes sei. Die korinthischen Gesandten führten ganz logisch aus, daß wenn Athen sich mit Korkyra verbände, auch der Krieg zwischen Athen und Korinth gegeben sei. „Denn wenn ihr mit den Korkyräern zu Felde zieht, so können wir uns gegen sie unmöglich wehren, ohne uns an euch zu vergreifen." Zudem erinnerten die korinthischen Sprecher sehr nachdrücklich an die loyale Politik, die Korinth bei dem samischen Aufstand gegen Athen beobachtet hatte.

Nachdem die korkyräischen und die korinthischen Gesandten gehört worden waren, berieten die Athener in zwei Versammlungen über die Sache. In der ersten war die Stimmung eher für die Korinther, in der zweiten jedoch wurde beschlossen, zwar kein förmliches Kriegsbündnis mit den Korkyräern einzugehen, aber doch ein Verteidigungsbündnis, wonach Athen und Korkyra sich bei feindlichen Angriffen zu unterstützen hätten. Es ist klar, auch wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wird, daß Perikles diesen Beschluß diktiert hat. Athen wollte sich nicht durch einen ostensiblen Bruch der Verträge ins Unrecht setzen, wie es durch ein mit Korkyra abgeschlossenes Kriegsbündnis getan haben würde, während es ebensowenig oder noch weit weniger Korkyra in die Hand der Korinther fallen lassen wollte, zumal da ihm, wie Thucydides sagt, „diese Insel zur Überfahrt nach Italien und Sizilien sehr bequem zu liegen schien".

Da nun aber nicht die Korinther von den Korkyräern, sondern umgekehrt die Korkyräer von den Korinthern bedroht waren, so hatten sich tatsächlich die Athener für die Korkyräer entschieden. Sie sandten ihnen erst zehn, und da sie fürchteten, daß diese Unterstützung nicht genügen würde, noch zwanzig Schiffe nach, und dem Eingreifen der athenischen Schiffe gelang es, in der Schlacht bei Sybota, den Korkyräern die sonst sichere Niederlage abzuwenden. Allerdings griffen die athenischen Schiffe erst in der äußersten Not der Korkyräer ein und hüteten sich, über deren Rettung hinaus die Korinther anzugreifen. Aber die Korinther gaben sich keineswegs mit ihrem unfruchtbaren Siege zufrieden, sondern waren empört über das Eingreifen der athenischen Schiffe. Die Athener fürchteten nun ihrerseits die Rache der Korinther und ließen der ihnen tributpflichtigen Stadt Potidäa, die eine Tochterstadt Korinths war, den Befehl zugehen, alle Beziehungen zu ihrer Mutterstadt abzubrechen, die Stadtmauer nach der Seeseite niederzulegen und Geiseln für ihr Wohlverhalten zu stellen. Es scheint jedoch, daß diese Maßregel nicht der drohenden Gefahr angepaßt war: sannen die Potidäer nicht auf Abfall, so war sie viel zu scharf und mußte zum Abfall drängen; waren die Potidäer aber zum Abfall schon entschlossen, so war der Befehl Athens viel zu schwach, um sie daran zu hindern. In der Tat fielen die Potidäer ab und fanden bewaffnete Hilfe bei den Korinthern, so daß nunmehr der Krieg zwischen Athen und Korinth entbrannt war.

Dieser Krieg war zunächst, wie wir heute sagen, „lokalisiert". Die Athener griffen nun aber noch zu einer dritten Maßregel, die wohl oder übel den Peloponnesischen Bund auf die Beine bringen mußte, indem sie den Megarern

alle Häfen sperrten, die unter athenischer Botmäßigkeit standen. Die Megarer waren die Bundesgenossen Korinths gegen Korkyra gewesen, doch konnte dies die Athener wohl erbittern, aber ihnen keinen Grund oder auch nur Vorwand für die über Megara verhängte Hafensperre geben. Was Thucydides als Grund angibt — weil die Megarer das heilige Stück Feld und ein anderes noch strittiges Ackerfeld bearbeitet und die den Athenern entlaufenen Sklaven bei sich aufgenommen hätten —, sieht doch sehr nach einem Vorwand aus. Um solcher Grenzstreitigkeiten willen, die zwischen benachbarten Staaten mehr oder weniger im Gange zu sein pflegen, greift man nicht zu so einschneidenden Maßregeln, wie die über Megara verhängte Hafensperre war, zu Maßregeln, die, da Megara zum Peloponnesischen Bunde gehörte, entweder einen demütigenden Rückzug Athens oder einen großen Krieg zur Folge haben mußten. Man kann sich das „megarische Psephisma" kaum anders erklären, als daß Perikles die Krisis für reif genug gehalten hat, um sie sich entladen zu lassen, und es stellt dem historischen Blicke des Thucydides kein besonderes Zeugnis aus, daß er über diese ganze Sache nicht mehr vorzubringen weiß als jenen fadenscheinigen Vorwand der Athener, den wir eben mit seinen Worten zitiert haben.

Nunmehr hatten Korinth und Megara bei Sparta und dem Peloponnesischen Bunde leichtes Spiel. Die Korinther überschütteten die Spartaner mit bitteren Vorwürfen wegen der Schlafmützigkeit, womit sie der wachsenden Macht Athens zusähen, aber diesmal fanden sie williges Gehör, obgleich der spartanische König Archidamos nochmals dringend vor dem Kriege warnte. Zunächst fanden Verhandlungen statt, in denen die Spartaner höchst bezeichnenderweise verlangten, die Athener möchten die, welche gegen die Götter gefrevelt hätten, aus ihrer Stadt vertreiben, was auf Perikles gemünzt war, der von mütterlicher Seite mit irgendwelchen Heiligtumsschändern verwandt war. „Perikles nämlich", so begründet Thucydides dies Verlangen der Spartaner, „hatte das Ruder in Händen; dabei war er in allen Stücken den Lazedämoniern zuwider und ließ die Athener keinen Fuß breit weichen, sondern reizte zum Kriege." Gleichzeitig unternahmen die athenischen Oligarchen, die natürlich mit den Spartanern ein Herz und eine Seele waren, einen Vorstoß gegen Perikles, indem sie zwar nicht gegen ihn selbst, sondern — in der boshaften und tückischen Weise, die lebhaft an preußische Junkerpraktiken erinnert — gegen seine Geliebte Aspasia, sowie seine Freunde, den Philosophen Anaxagoras und den Bildhauer Pheidias, hämische Anklagen anhängig machten. Perikles überwand jedoch diese Stürme und blieb am Ruder; als die Spartaner ihr Ultimatum stellten, die Aufhebung der über Megara verhängten Hafensperre, ließ Perikles die Athener in der Tat keinen Fuß breit weichen; nur suchte er auch hier eine diplomatische Rückendeckung, indem er sich zu einem Schiedsgericht auf Grund gleichen Rechtes bereit erklärte, was nach Lage der Dinge im günstigsten Falle nichts anderes als eine höflich-ironische Ablehnung der spartanischen Forderung sein konnte.

Von hier aus gewinnt man nun den richtigen Einblick in die Strategie, die Perikles den Athenern vorschlug. Er verwarf den Landkrieg und gab die Landschaft Attika den Feinden preis; „könnte ich nur glauben, daß ihr mir folgtet, so würde ich euch zureden, sie selbst zu verwüsten." Dagegen empfahl er um so schrofferes Festhalten an der Seeherrschaft, gegen die der Peloponnesische Bund schlechterdings nichts ausrichten könne. „Die Peloponnesier

nähren sich von ihrer Hände Arbeit, und der Bürger so wenig wie die öffentlichen Schatzkammern sind mit Geld versehen. Sodann sind sie in langwierigen Kriegen, die über See zu führen sind, ungeübt, indem ihre kleinen Kriege, die sie untereinander führen, ihrer Dürftigkeit wegen kurz abgetan sind. Leute, die sich in solchen Umständen befinden, können weder Flotten ausrüsten noch, wenn es oft kommt, Landheere ins Feld stellen, indem sie ihr Gewerbe liegen lassen und doch von ihren eigenen Mitteln die Kosten bestreiten müssen und über alles das noch die See für sich gesperrt finden. Um einen Krieg durchzusetzen, kommt es mehr auf reiche Quellen als auf gewaltsame Anfälle an. Nun aber sind Leute, die von ihrer Handarbeit leben, mehr mit Mannschaft als mit Geldvorrat zum Kriege versehen, wobei sie zwar diesen sicheren Vorteil haben, daß sie bei wirklichen Tätlichkeiten sich den Sieg versprechen können, allein auf der anderen Seite keine sichere Bürgschaft haben, ob sie nicht vor der Zeit sich erschöpfen, besonders wenn sich, wie leicht geschehen kann, der Krieg wider Vermuten in die Länge zieht. Es ist wahr, in einem einzigen Treffen sind die Peloponnesier und ihre Bundesgenossen imstande, es mit allen Griechen aufzunehmen, allein einen Krieg gegen eine Macht zu führen, die in Ansehung der Zurüstungen ihnen so sehr überlegen ist, dazu sind sie nicht imstande." Perikles verweist dann noch darauf, daß der Peloponnesische Bund aus vielen Köpfen bestehe, woraus sich eine schwerfällige Kriegführung ergebe, die um so aussichtsloser sei, als die Gelegenheiten im Kriege nicht zu warten pflegten.

Er kommt dann noch einmal auf die Notwendigkeit zurück, den Landkrieg zu vermeiden, und führt den in erster Reihe durchschlagenden Grund dieser Notwendigkeit an, den er aus begreiflichen Gründen nicht in den Vordergrund rückt. Er sagt: „Wir müssen also mit Hintansetzung des platten Landes und unserer Landgebäude nur das Meer und die Stadt zu behaupten suchen, ohne uns durch einen blinden Eifer für jene verleiten zu lassen, mit den Peloponnesiern, die uns an Anzahl weit überlegen sind, ein Haupttreffen zu wagen. Denn wenn wir auch darin siegten, so würden wir doch bald wieder mit einer gleichen Anzahl zu kämpfen haben. Würde es uns aber mißlingen, so würden wir unfehlbar unsere Bundesgenossen verlieren, die unsere größte Stärke ausmachen. Denn diese würden nicht länger ruhig bleiben, sobald sie uns außerstande sähen, ihnen mit bewaffneter Hand zu Leibe zu gehen." Hier war der wunde Punkt Athens; die Verwüstung Attikas konnte es ruhig ertragen, ohne wesentlich in seiner Macht erschüttert zu werden, aber wenn es den Feinden gelang, seine Bündner zum Abfall zu reizen, dann war Athen verloren.

Damit stand es im Zusammenhang, wenn Perikles schließlich ausführte: „Ich habe noch eine Menge anderer Gründe, woraus ich euch den Sieg versprechen könnte, wenn ihr nur bei dem Kriege durchaus an keine Eroberung denken und euch nicht eigenwilligerweise neue Händel zuziehen wollt. Denn ich bin in der Tat mehr wegen unserer eigenen Versehen als wegen der Anschläge unserer Feinde besorgt. Doch hiervon läßt sich ein andermal reden, wenn wir wirklich Hand ans Werk legen." Diese Sätze haben die Ansicht hervorgerufen, der auch Delbrück huldigt, daß Perikles nur die Erhaltung des Gleichgewichtes, wie es bisher in der griechischen Welt bestanden hatte, bei dem Kriege im Auge gehabt habe. Tatsächlich besagen sie jedoch, daß Perikles die Eroberungslust des athenischen Demos fürchtete und ihre unzeitigen Aus-

brüche zu hindern suchte, die mehr als alles andere die athenischen Bündner kopfscheu machen konnten. Von einer Ausdehnung der athenischen Seeherrschaft zu reden, blieb „ein andermal" Zeit genug, wenn nur erst der Peloponnesische Bund lahmgelegt war, so wie es der Kriegsplan des Perikles beabsichtigte.

Perikles selbst hat nicht mehr zeigen können, wie groß oder wie klein er den Krieg zu führen verstand, den er ohne jeden Zweifel gewollt hat. Er lieferte einen neuen Beweis seiner Geisteskraft, wie Delbrück mit Recht sagt, indem er eine so schwer zu begreifende Strategie dem souveränen athenischen Volke klarzustellen vermochte; nur hätte Delbrück hinzufügen sollen, daß es ein nicht minder schlagender Beweis für die Geisteskraft der athenischen Demokratie war, den Ratschlag ihres leitenden Mannes als „vortrefflich" zu erkennen. Als dann freilich das peloponnesische Heer ins Land fiel, die Landbewohner in die Stadt flüchteten und nun untätig den Verwüstungen der Feinde zusehen sollten, da erhob sich die Opposition gegen Perikles, und sie wuchs zum Sturme an, als im Beginn des zweiten Kriegsjahres die Pest in der dicht zusammenhausenden, ihrer gewohnten Lebens- und Nahrungsweise entzogenen, untätig und ärmlich lebenden Menschenmasse ausbrach und ein Viertel der Bürgerschaft dahinraffte. Perikles wurde zu einer Geldbuße verurteilt, aber bald überkam die Athener die Reue, und sie setzten ihn wieder als Feldherrn ein, doch starb er nicht lange darauf, im dritten Jahre des Krieges.

Thucydides erzählt nun, daß die Athener von nun an in allem das Gegenteil dessen getan hätten, was Perikles ihnen geraten habe. Allein das ist nicht wahr; der Krieg ist nach dem Tode des Perikles im wesentlichen nicht anders geführt worden, wie er selbst ihn noch geführt hat. Ob er die positive Seite seines Kriegsplans, die allmähliche Ermattung der Feinde durch Seeexpeditionen, mit der nötigen Energie und dem nötigen Geschick durchgeführt hat, darüber ist viel gestritten worden; gegen die verneinenden Stimmen macht Delbrück nicht mit Unrecht geltend, daß bei der Ermattungsstrategie die Zeit eine sehr wesentliche Rolle spiele, daß der Feind sozusagen bei langsamem Feuer gebraten werden müsse, um mürbe zu werden, also Perikles nicht getadelt werden dürfe, wenn er nicht gleich alle Mittel ins Spiel gesetzt habe, die ihm zur Schädigung der Feinde in der Hand gewesen wären. Allein die von Thucydides angeschlagene Note, daß nach dem Tode des „großen Mannes" alles drunter und drüber gegangen sei, klingt viel zu verlockend in die Ohren der bürgerlichen Historiker von heute, als daß sie ihre Geigen nicht danach stimmen sollten. Vor allem soll die athenische Demokratie nach dem Verlust ihres leitenden Kopfes der Spielball eines windigen Demagogen geworden sein, wovon auch Herr Delbrück viel zu erzählen weiß.

Tatsächlich hat nun aber die athenische Demokratie an dem perikleischen Kriegsplan festgehalten, was ja auch ganz selbstverständlich war, da er eben ihr Sehnen und Wollen verkörperte. Die Versuche, ihn zu verlassen zugunsten eines ehr- und ruhmlosen Friedens mit Sparta, kamen vielmehr von der Oligarchie, die schon gegen Perikles, erst mit einem ganzen Mißerfolg, dann aber doch mit einem halben Erfolg, gewühlt hatte. Der Tod des Perikles kam ihr sehr gelegen; immerhin kürzte er nur eine Entwicklung ab, die sich auch ohne ihn vollzogen haben würde. Der Krieg hatte die Gegensätze zwischen der oligarchischen und der demokratischen Partei viel zu sehr geschärft, als daß

künftighin noch ein Mann aus altem Geschlecht zugleich der höchste Beamte des Staates und der Führer der Demokratie sein konnte. Zunächst fielen alle Lasten des Krieges auf das „Landvolk", auf das sich die Oligarchen stützten; sie übten durch ihre Hetärien, ihre geschworenen Genossenschaften, noch immer einen mächtigen Einfluß aus und verstanden es, die Erbitterung der bäuerlichen Bevölkerung zu schüren, die nun auch einen Teil des Jahres in der Stadt zusammengepfercht war; auch hatten sie in der Pest eine beredte Fürsprecherin ihrer demagogischen Wühlereien gegen den Krieg.

So gelang es ihnen, die Stelle des Perikles unter den zehn Strategen, die jährlich neu gewählt wurden, mit ihrem Führer Nikias zu besetzen, dem reichsten Manne Athens. Die Leitung der demokratischen Partei aber fiel nunmehr an sie selbst zurück, an einen aus ihrer eigenen Mitte, einen selbstgemachten Mann; es war der Gerber Kleon, der sich durch seine Beredsamkeit und Energie diese Stellung zu erobern wußte. Er war kein Handwerker im modernen Sinne des Wortes und hat seine Hände schwerlich mit Gerberlohe beschmutzt. Eher könnte man ihn einen Fabrikbesitzer im heutigen Sinne nennen. Seine Gerberei wurde von Sklaven betrieben, und er war ein wohlhabender Mann, der zur zweiten Vermögensklasse der Stadt gehörte und sich ganz dem Beruf eines politischen Führers widmen konnte; es wird von ihm berichtet, daß er im Beginn seiner politischen Laufbahn seine Freunde zusammenberufen und sich von ihnen verabschiedet habe, da er fürchte, daß persönliche Freundschaften ihn seiner Pflicht gegen den Staat abwendig machen könnten. An Talent überragte er Nikias bedeutend. Der oligarchische Führer war ein beschränkter Frömmler, einer jener gräßlichen Menschen, die, weil sie durch ihren Reichtum der Versuchung überhoben sind, silberne Löffel zu stehlen oder Pfandwucher zu treiben, deshalb die „allgemeinste Achtung" genießen und auf diesen Rechtstitel hin sich zu jeder Dummheit, jeder Frechheit, jedem Verrat im öffentlichen Leben berechtigt glauben.

Mit dem Auftreten dieser beiden Männer wird das Werk des Thucydides zu einer einseitigen Parteischrift. Thucydides gehörte selbst der oligarchischen Partei an; er war ein Großgrundbesitzer wie Nikias. So hält er alles, was dieser tut, für „vernünftig", und sei es die größte Schurkerei, alles aber, was Kleon tut, für „toll", und sei es die hervorragendste Tat, die den Athenern überhaupt im Peloponnesischen Kriege geglückt ist. Herr Delbrück findet nun zwar, die Beurteilung Kleons durch Thucydides sei „das schwierigste Thema und das feinste psychologische Problem der Weltkriegsgeschichte", allein wir gestehen aufrichtig, daß wir ihm hierin nicht folgen können. Was sagt denn Thucydides von Kleon? Er sei der Gewaltsamste von allen, der den bei weitem größten Einfluß aufs Volk habe und den Krieg schüre, weil im Frieden seine Bosheit offenbar werden und seine Verleumdungen keinen Glauben finden würden. Es ist uns nicht gegeben, in diesem Gerede überhaupt einen Sinn, geschweige denn einen beispiellosen Tiefsinn zu finden. Vielleicht ist unsere Fähigkeit des Verständnisses dafür abgestumpft durch das dem Geist nach völlig und dem Wortlaut nach ziemlich gleichlautende Geschwätz, worin sich seit Jahrzehnten die Tintenkulis der Scharfmacherpresse gefallen, indem sie sagen, die sozialdemokratischen Agitatoren seien die gewaltsamsten Demagogen, die den größten Einfluß auf das Volk hätten und den Klassenkampf schürten, weil sie im sozialen Frieden ihre boshaften Verleumdungen nicht an den Mann bringen könnten.

Herr Delbrück behauptet, daß Kleon die Hegemonie Athens über Griechenland erstrebt und sich dadurch als kurzsichtiger Politiker erwiesen habe. Nun beruht diese Behauptung aber nur auf der sehr zweifelhaften Lesart eines Satzes bei Thucydides; wahrscheinlich hat Thucydides mit diesem Satze etwas ganz anderes sagen wollen, aber selbst wenn er ihn so gemeint haben sollte, wie Delbrück ihn auffaßt, so braucht die Behauptung deshalb noch nicht wahr zu sein. Denn Thucydides spricht von Kleon stets in einem Tone des blindesten Hasses, der ihn eigentlich hindern sollte, irgend einem anderen Menschen die Neigung für boshafte Verleumdungen vorzuwerfen. Zum Glück ist das Übel so groß, daß es gewissermaßen das Heilmittel in sich selber trägt. Thucydides läßt sich von seiner Wut auf Kleon so hinreißen, daß seine Übertreibungen sich bis zu einem gewissen Grade selbst verbessern, und auch aus seiner Darstellung, wenn man sie von den handgreiflichen, gegen Kleon gerichteten Verdächtigungen säubert, klar genug hervorgeht, daß die athenische Demokratie und ihr Führer Kleon die perikleische Kriegführung fortgesetzt haben, behindert freilich von Nikias und dessen oligarchischer Bande, und deshalb auch wohl heftiger und rücksichtsloser, aber in den eigentlichen Mitteln und Zwecken nicht verschieden.

Zum erstenmal erwähnt Thucydides den Namen Kleons im Jahre 427, als es sich darum handelte, wie die Mytilenäer zu bestrafen seien, die von Athen abgefallen waren, gemeinsam mit fast der ganzen Insel Lesbos, die diesen Abfall schon vor dem Peloponnesischen Kriege geplant, aber damals beim Peloponnesischen Bunde nicht die gewünschte Gegenliebe gefunden hatte. In Mytilene, der größten Stadt der Insel, herrschte die oligarchische Partei, und sie hielt die Zeit, wo Athen von der Pest verheert wurde, für den geeigneten Augenblick, die alten Pläne zu erneuern, zumal da sie nun beim Peloponnesischen Bunde geneigtes Gehör fand. Irgend einen Anlaß zum Abfall hatten die Mytilenäer nicht; die Insel Lesbos war freie Verbündete Athens, mit eigener Kriegsmacht und völliger Unabhängigkeit; sie hatte nicht über die geringste Unbill zu klagen, die sie von Athen zu erfahren gehabt hätte. Um so mehr erbitterte ihr Abfall in Athen, und als sie mit großer Mühe wieder gebändigt worden war, beschlossen die Athener auf Antrag Kleons, die Mytilenäer durch die Hinrichtung sämtlicher Männer und durch Verkauf der Witwen und Kinder in die Sklaverei zu strafen. Allein sobald sie diesen grausamen Entschluß gefaßt hatten, kam sie die Reue an, und am nächsten Tage hielten sie eine neue Versammlung ab, um die Frage noch einmal durchzusprechen; in dieser Versammlung trat Kleon in einer Rede, die Thucydides ausführlich mitteilt, nochmals mit äußerster Schärfe für seinen Antrag ein, jedoch nur mit dem Erfolg, daß der Beschluß vom vorigen Tage umgestoßen wurde, immerhin mit geringer Mehrheit.

Es ist die einzige Rede Kleons, die Thucydides mitteilt, in der Absicht, Kleon als den „Gewaltsamsten von allen" darzustellen, also sicherlich nicht zu Kleons Gunsten gefärbt. Aber schon diese Rede beweist, daß Kleon schlechterdings nicht der dem Volke schmeichelnde Demagoge gewesen ist, der er nach Thucydides und nun gar nach Aristophanes gewesen sein soll.[1] Kleon begann

[1] Auf Aristophanes gehe ich in diesem Zusammenhang nicht näher ein. Kleon nach dem Komödiendichter zu schildern, ist ungefähr dasselbe, als wenn nach zweitausend Jahren ein Historiker die deutsche Sozialdemokratie nach dem „Kladderadatsch" oder unsertwegen auch den deutschen Militarismus nach dem „Simplizissimus" schildern wollte. Diese un-

damit, zu sagen: „Ich habe es schon bei vielen anderen Gelegenheiten gesehen, daß ein demokratischer Staat nicht imstande ist, über andere zu herrschen, allein nie habe ich es deutlicher gesehen als bei eurer gegenwärtigen Reue wegen der Mytilenäer." Kleon tadelt das Volk aufs härteste, weil es eine schon abgeschlossene Sache wieder zur Diskussion stelle; Unentschlossenheit und halbe Maßregeln erklärt er für die gefährlichste Politik gegenüber den Bündnern. Ganz im Sinne von Perikles nennt er die Macht Athens eine Tyrannis, der nur mit Widerwillen gehorcht werde; diese Macht werde in ihrem innersten Wesen erschüttert, wenn die Mytilenäer glimpflich behandelt würden. Man könne leichter darüber wegkommen, wenn Bündner abfielen, die wirklich unter Athens Botmäßigkeit ständen oder vom Feinde gezwungen würden, aber anders stehe es um die Mytilenäer, die in einem völlig freien Staate gelebt, von den Athenern stets vorzügliche Ehre und Achtung genossen hätten und ihnen dennoch tückisch in den Rücken gefallen seien. Kleon warnte schließlich vor drei, einem herrschenden Staate gefährlichsten Dingen: vor dem Mitleid, dem Reize der Beredsamkeit und den halben Maßregeln. Heftiger und schroffer als von diesem angeblichen Demagogen ist schwerlich jemals eine athenische Volksversammlung angefahren worden, und wenn Thucydides das übersehen hat, um dem „Gewaltmenschen" Kleon eines auszuwischen, so hat er nicht minder übersehen, daß sich die Rede Kleons durchaus in den Bahnen des perikleischen Kriegsplans bewegte.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß Perikles, wenn er noch gelebt hätte, seinerseits den terroristischen Antrag Kleons gestellt haben würde. Diese Frage gehört zu jenen müßigen Gedankenspielen, die sich weder mit Ja noch mit Nein beantworten lassen; die Zeit war eben eine andere geworden, und gegenüber der anwachsenden Macht und den tückischen Umtrieben der Oligarchie ging die Demokratie auch härter und schärfer vor. Aber der Grundton der Rede Kleons, daß die Tyrannei über die Bündner in erster Reihe aufrechterhalten werden müsse und als Gewaltherrschaft nur mit Gewalt, mit den „Waffen in der Hand", aufrechterhalten werden könne, klingt nicht anders als der Grundton in der letzten Rede, die Perikles den Athenern gehalten hat.

Man darf diese Dinge nicht mit den Augen der Humanität betrachten, deren sich die moderne Zeit wenigstens gern rühmt. An diesem Maße gemessen, wäre Kleon zwar auch noch kein Demagoge, aber ein „genialer Staatsretter", wie der Massenmörder Cavaignac in den Junitagen von 1848 oder der Massenmörder Thiers in den Maitagen von 1871 oder auch wie der brave Bismarck werden wollte, als er das allgemeine Wahlrecht durch einen Staatsstreich zu beseitigen, dadurch einen Aufstand des Proletariats hervorzurufen und die Arbeiterbewegung in einem furchtbaren Blutbad zu ersticken beabsichtigte. Im Altertum war man nicht so human wie heutzutage, aber dafür heuchelte man weniger. Was Kleon über die Mytilenäer verhängen wollte, war die härteste Form des Kriegsrechts, und mit der Ablehnung seines Antrags kamen die Mytilenäer nur aus der Traufe in den Regen; es wurden nicht alle ihre Männer, sondern nur mehr als tausend davon hingerichtet. Lange nach Kleons

sinnige Methode lehnt auch Herr Delbrück ausdrücklich ab. In Sachen Kleons kann Aristophanes nur insofern als Schwurzeuge dienen, als seine Komödien zeigen, eine wie unbeschränkte Redefreiheit die athenische Demokratie und namentlich auch der angebliche Gewaltmensch Kleon sogar ihren verbissensten Gegnern gewährte.

Tod haben dann die Athener der Stadt Skione, die von ihnen abgefallen war, dasselbe Schicksal bereitet, das Kleon der Stadt Mytilene bereiten wollte, und obendrein auch noch der Insel Melos, die sich gar keines Abfalls schuldig gemacht hatte, da sie nicht zu den atheniſchen Bündnern gehörte, sondern nur von den Athenern erobert worden war. Diese Fälle erzählt Thucydides freilich ohne die sittliche Entrüstung, die ihn so schön kleidet, wenn er auf Kleon zu sprechen kommt.

Am krassesten tritt diese sittliche Entrüstung hervor, wo Thucydides den größten Sieg, den Athen im Peloponnesischen Kriege errungen hat, zu einer Art Hansnarrenstreich machen möchte, nur weil Kleon ihn erfochten hat. Demosthenes, der geschickteste Feldherr der Athener, hatte durch einen kühnen Handstreich Pylos an der peloponnesischen Küste besetzt und dabei 420 Schwertbewaffnete, zum größten Teile Spartiaten mit ihren Heloten, auf der Insel Sphakteria abgeschnitten. Aus Angst um das Schicksal dieser Vornehmen machte Sparta Friedensvorschläge in Athen, unbekümmert um seine Bundesgenossen; es berief sich darauf, daß es nicht sowohl aus eigenem Antrieb, denn als Haupt des Peloponnesischen Bundes den Krieg geführt habe; es bot selbst ein Bündnis mit Athen an, nach dessen Abschluß die beiden mächtigsten Staaten allen übrigen Griechen überlegen sein würden. Jedoch scheiterte dieses Friedensangebot an den Bedingungen, die die Athener auf Kleons Rat stellten; sie verlangten, daß die Gefangenen auf der Insel Sphakteria kapitulieren und übrigens die Plätze Nisäa, Pegä, Trözen und Achaia, die Athen zwanzig Jahre früher hatte preisgeben müssen, wieder in seinen Besitz gelangen sollten.

Bürgerliche Gelehrte haben gemeint, daß Perikles sicherlich nicht weniger gefordert haben würde. Das bestreitet nun Delbrück, und man kann ihm zugeben, daß es nicht im Sinne des perikleischen Kriegsplans gelegen hätte, die peloponnesischen Plätze Achaia und Trözen wieder zu bekommen. Um so mehr aber lag es in jenem Plane, Nisäa und Pegä zu erwerben, das heißt die Herrschaft über Megara, dessen Besitz Athen gegen Einfälle vom Peloponnes her gesichert und ihm einen Zugang zum korinthischen Meerbusen, zum westlichen Mittelmeer geöffnet hätte. Hätte Perikles nicht mindestens so viel beansprucht, so läßt sich seine Kriegspolitik schlechterdings nicht rechtfertigen. Möglich, daß Kleons Forderung von Anfang an aufs Abhandeln eingerichtet gewesen ist; zu wirklichen Verhandlungen darüber ist es nicht gekommen, da die spartanischen Gesandten sie im geheimen mit wenigen Personen führen wollten, wogegen Kleon mit Recht protestierte, da der Vorschlag offenbar auf Mogeleien mit den atheniſchen Oligarchen abzielte.

Als nun aber die Übergabe der Insel Sphakteria sich verzögerte und die attische Macht in Pylos mancherlei Not litt, benutzten die Oligarchen diese Gelegenheit, um gegen Kleon zu wühlen, weil er den Frieden hintertrieben haben sollte. Nach Angabe des Thucydides hat er zunächst die ungünstigen Nachrichten, die aus Pylos kamen, als unrichtig bestritten, dann aber — als er selbst hingesandt werden sollte, um sie zu untersuchen — aus Angst, Lügen gestraft zu werden, vielmehr erklärt, eine solche Untersuchung sei eine unnütze Zeitverschwendung; wenn die atheniſchen Feldherren wirkliche Männer wären, wobei er namentlich auf Nikias abzielte, so würden sie mit einer wohlgerüsteten Flotte die Insel leicht erobern; hätte er die Führerschaft, so wolle er damit schnell fertig werden.

Da nun die Athener gegen Kleon murrten, warum er denn nicht selbst den Seezug mache, wenn ihm die Sache so leicht dünke, so erklärte Nikias, zugleich im Namen seiner Mitstrategen, ihnen würde es recht sein, wenn Kleon so viel Heeresmacht nehme, als ihm beliebe, und den Versuch mache. Kleon dachte zunächst, das sei ein leeres Gerede, und erklärte sich bereit. Aber als er sah, daß Nikias im Ernste sein Angebot machte, wich er zurück und erklärte, nicht er, sondern Nikias sei Feldherr. Jedoch Nikias sagte sich öffentlich von seiner Befehlshaberwürde im Kriege auf Pylos los und rief die Athener zu Zeugen dafür auf. „Diese machten es, wie es mit dem Volke zu gehen pflegt; je mehr Kleon sich von der Anführung der Flotte loszumachen und seine Reden zurückzunehmen suchte, desto mehr reizten sie den Nikias, seine Befehlshaberstelle abzutreten." Als dann Kleon merkte, daß es für ihn keinen Rückzug mehr gebe, erklärte er, er fürchte die Spartaner nicht und wolle hinschiffen, ohne Mannschaft aus der Stadt mitzunehmen, nur mit 400 Mann Leichtbewaffneter von den Bündnern; mit diesen und den Leuten in Pylos wolle er in zwanzig Tagen die Spartaner entweder lebendig nach Athen bringen oder in Sphakteria niedermachen. „Die Athener konnten sich des Lachens nicht erwehren, daß er die Sache so leicht nahm. Indessen war der vernünftige Teil sehr wohl damit zufrieden, indem sie doch einen Vorteil davon zu erhalten gedachten, entweder Kleon los zu werden, worauf sie am meisten hofften, oder wenn diese Hoffnung fehl schlüge, die Spartaner gefangen zu sehen." Kleon aber wählte sich den Demosthenes zum Mitfeldherrn und hielt pünktlich sein Versprechen, so „toll" es nach der Behauptung des Thucydides war. Er landete auf der Insel Sphakteria, machte so viele, wie von der Besatzung der Insel nach einem hartnäckigen Gefecht noch am Leben waren, darunter 120 Spartiaten, zu Kriegsgefangenen und kehrte mit ihnen, ehe zwanzig Tage verflossen waren, siegreich nach Athen zurück.

Delbrück sieht in der Eroberung Sphakterias „eine wirklich große Tat" und bewundert Thucydides, der „dem Demagogen die objektive Tat nicht im geringsten geschmälert und uns den Mann selbst zugleich als einen nichtsnutzigen Poltron geschildert" habe. Wir gestehen, daß uns diese Psychologie zu hoch ist, und daß wir in Verlegenheit kommen würden, wenn wir sagen sollten, was Thucydides denn noch an Gehässigkeit habe aufbieten können, um die „objektive Tat" Kleons in einen Fastnachtsulk aufzulösen, ihren Täter verächtlich und die athenische Demokratie lächerlich zu machen. Zum Glück wird Thucydides durch seinen Haß wieder so verblendet, daß er auf seine eigenen Gesinnungsgenossen wider Willen und Wissen die ärgste Schande häuft. Schon Grote hat gefragt, was man, wenn die Torheit Kleons und der athenischen Demokratie so groß gewesen sei, wie Thucydides behaupte, dann zu der Schurkerei der oligarchischen Partei sagen solle, die, mit Nikias an der Spitze, das Volk zu dieser Torheit verleitete, um einen politischen Gegner zu vernichten? Aber von dieser Schurkerei, die Thucydides für „vernünftig" erklärt, schweigt Herr Delbrück fein säuberlich.

Bringt man die oligarchische Intrige in gebührenden Anschlag, so ist die Sachlage leicht genug zu erkennen. Während Demosthenes, der Befehlshaber in Pylos, die Eroberung Sphakterias für ausführbar hielt, übertrieben Nikias und seine Clique die Schwierigkeiten des Unternehmens, nicht sowohl aus natürlicher Feigheit, obgleich Nikias kein Held war, sondern in der verräterischen Absicht, das Übergewicht Athens über ihr geliebtes Sparta nicht

zu groß werden zu lassen. Hiergegen lehnte sich Kleon auf, und nun mögen die „vernünftigen" Leute — da Kleon kein Feldherr war und auch gar keinen Anspruch darauf erhob, einer zu sein — auf den heimtückischen Gedanken gekommen sein, den Thucydides ihnen unterschiebt. Darüber konnte er als ihr Gesinnungsgenosse wohl unterrichtet sein. Dagegen ist das, was er in die Seele Kleons und der athenischen Demokratie hineinlesen will, nichts als boshaftes Geschwätz. Kleon handelte so klug wie rechtschaffen, indem er sich den verräterischen Machenschaften der Oligarchie widersetzte, und die athenische Demokratie tat, was das Interesse Athens gebot, indem sie ihren Vertrauensmann mit den nötigen Unterstützungen und Vollmachten an den geschicktesten ihrer Feldherren sandte, der entschlossen und fähig war, die Insel Sphakteria zu erobern.

Nach diesem großen Erfolg waren die Athener weniger denn je geneigt, auf neue Friedensvorschläge der Spartaner zu hören; sie warfen sich vielmehr mit aller Macht auf Megara und Böotien, hatten aber in Megara nur einen halben Erfolg, in Böotien sogar einen vollen Mißerfolg, indem sie die Schlacht bei Delion verloren. Was sie von allen am schwersten traf, war dann ein siegreicher Vorstoß, den der spartanische Feldherr Brasidas in ihre thrazischen Besitzungen unternahm; namentlich ging ihnen die Stadt Amphipolis verloren durch die Unachtsamkeit des Thucydides, der große Bergwerke auf der thrazischen Küste besaß, zu deren Schutze ihm der Oberbefehl über eine athenische Flotte anvertraut worden war. Er büßte seine Schuld mit zwanzigjähriger Verbannung aus seiner Vaterstadt, und zwar, wie nicht er selbst, aber ein späterer Schriftsteller meldet, auf Antrag Kleons, was seinen Haß gegen diesen verstärkt haben wird. Der Krieg in Thrazien wurde auch nicht durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der im Jahre 423 auf Betreiben der oligarchischen Partei in Athen abgeschlossen wurde, als Vorbote eines allgemeinen Friedens.

Diesem Frieden widersetzte sich nun Kleon, nach Thucydides aus den nichtsnutzigsten Beweggründen, tatsächlich aber wieder durchaus im Geiste des perikleischen Kriegsplans. Perikles hatte verlangt, daß Athen seine Meeresherrschaft mit eiserner Hand aufrechterhalten müsse, und Kleon verlangte ganz in demselben Sinne, die Herrschaft Athens in Thrazien müsse unter allen Umständen hergestellt werden, ehe an Frieden zu denken sei. Der auch von Delbrück erhobene Einwand, durch den Frieden würde Athen Amphipolis und seine anderen thrazischen Besitzungen zurückerhalten haben, trifft aus einem zwiefachen Grunde daneben. Erstens traute Kleon den Spartanern und ihren oligarchischen Freunden in Athen nicht über den Weg, und wie sehr er damit im Rechte war, zeigte sich, als nach seinem Tode der Frieden wirklich geschlossen wurde, ohne daß Sparta seine Verpflichtung hielt, Amphipolis wieder herauszugeben. Zweitens aber war es für die Erhaltung und Befestigung der athenischen Meeresherrschaft eine entscheidende Frage, ob Athen aus eigener Kraft die abgefallenen Bündner wieder in seine Gewalt brachte oder sie von Gnaden der Spartaner zurückerhielt.

Da Nikias und die oligarchische Partei den Krieg in Thrazien in sehr saumseliger Weise geführt hatten, so war Kleon auch diesmal gezwungen, seinem Rate die Tat folgen zu lassen. „Er vermochte die Athener", schreibt Thucydides, „ihn mit einer Flotte nach den thrazischen Küstengegenden zu senden, wozu er 1200 Hopliten, 300 Reiter und eine zahlreiche Menge von

Bundesgenossen erhielt." Obgleich Kleon kein Feldherr war, begann er den Feldzug in glücklicher Weise, unterwarf einige abgefallene Städte und lagerte sich dann vor Amphipolis in der wieder ganz verständigen Absicht, mazedonische Hilfstruppen abzuwarten, ehe er den entscheidenden Gang mit Brasidas unternahm.

Was ihm nun in die Quere kam, erzählt Thucydides in seiner hämischen Weise, aber auch hier durch seinen Haß so verblendet, daß er entschuldigt, wo er anschuldigen will: „Seine Soldaten wurden über das lange Stillliegen mißmutig und fingen an, über seine Anführung Bemerkungen zu machen, das einfältige und feige Betragen, das er gegen einen so schlauen und kühnen Feind beobachten würde, durchzuziehen, und wie ungern sie schon von Hause mit ihm gegangen wären, so daß er, als ihm dies Gemurmel zu Ohren kam, gegen seine Neigung, bloß um ihrem schwierigen Betragen wegen dieses langen Stillsitzens ein Ende zu machen, mit ihnen aufbrach und vorrückte. Er ging hier ebenso zu Werke wie ehedem bei Pylos, wo das Glück, das er dabei gehabt, ihn glauben gemacht hatte, er sei so gar dumm nicht." Kleon unternahm gegen Amphipolis das, was man heute eine Rekognoszierung nennt; er konnte nicht daran denken und dachte auch nicht daran, die Stadt zu überrumpeln; sobald er an gewissen Anzeichen merkte, daß Brasidas einen Ausfall vorbereite, kehrte er um, aber es war zu spät. Als das athenische Heer in aufgelöster Marschordnung an der Mauer der Stadt entlang zog, um ins Lager zurückzukehren, fiel Brasidas ihm in die Flanke; es löste sich in jäher Flucht auf, ohne jeden Versuch eines ernsthaften Widerstandes; Brasidas wie Kleon fielen, dieser nach der Angabe des Thucydides natürlich als erbärmlicher Feigling, nach der Angabe Diodors, eines späteren griechischen Historikers, als tapferer Kämpfer.

Nach Delbrück soll diese Schlacht nun vor allem anderem die vollkommene Nichtigkeit Kleons dartun. „Ein General, der eine Schlacht verliert, wie Kleon Amphipolis, der ist nicht bloß ein mangelhafter Militär, sondern eine wurzelfaule Persönlichkeit", der gegenüber dann Nikias im Lichte eines „vertrauenerweckenden Ehrenmannes" erscheint. Das feige Verhalten der athenischen Hopliten in der Schlacht, die sie durch ihre kaum noch verhüllte Meuterei erzwungen hatten, wird von Delbrück so erklärt: „Gerade ihr Benehmen ist das Zeugnis, das Kleon vernichten muß. Eine solche Fahnenflucht passiert keinem Führer, der — er braucht gar kein hervorragender Militär zu sein — nur ein ordentlicher Mensch ist." Wenn es Kleon herunterzureißen gilt, sind Gründe wohlfeil wie Brombeeren.

Delbrück weiß sehr gut, daß griechische Bürgeraufgebote nicht einmal die Disziplin der römischen Legionäre, geschweige denn den Drill preußischer Rekruten kannten. Sie hatten ihren eigenen Kopf, der selbst einem glücklichen und kundigen Feldherrn, wie Demosthenes, unter Umständen zu schaffen machte. Wie die Demokratie in der Flotte, so hatte die Oligarchie ihre Stütze in dem Landheer. Thucydides selbst bezeugt, daß die Hopliten ungern in den thrazischen Feldzug gezogen wären, und ihre verstohlene Meuterei war um so nichtsnutziger, als der Grund, den Kleon für sein „langes Stilliegen" hatte, sehr vernünftig und auch für den stumpfsinnigsten Kopf sehr begreiflich war.

Wo es sich nicht mehr um Kleon, sondern um die Darstellung des römischen Kriegswesens handelt, im Unterschied zu dem griechischen, bringt

Delbrück selbst eine Fülle von Tatsachen dafür bei, daß athenische Hopliten in der Widerspenstigkeit gegen ihre Befehlshaber sogar ihren Ruhm gesehen hätten. Die Hauptschuld am Verlust der Schlacht bei Amphipolis trifft deshalb das athenische Heer. Ob Kleon seiner schwierigen Lage vollkommen gewachsen gewesen ist, läßt sich heute nicht mehr sagen, da die Darstellung des Thucydides von Kleons vollkommener Kopflosigkeit natürlich auf den Aussagen der eigentlich Schuldigen beruht, die allen Anlaß hatten, den toten Mann als Sündenbock ihrer Nichtswürdigkeiten zu mißbrauchen. Das Urteil des Thucydides ist daher völlig wertlos, selbst wenn man davon absieht, daß Diodor eine ganz andere Schilderung der Schlacht gibt und besonders auch Kleons Tapferkeit bezeugt.

Da Delbrück eine Schrift des Reformators Bullinger über die Burgunderkriege benutzt, um auf dem Wege der historischen Analogie die herodotische Darstellung der Perserkriege zu berichtigen, so hätte er die Schrift des Reformators Melanchthon über Thomas Münzer benutzen sollen, um die thucydideische Darstellung der Schlacht bei Amphipolis ins richtige Licht zu stellen. Es ist genau dieselbe Mache: wie sich Thomas Münzer in der Schlacht bei Frankenhausen als kopfloser Narr benommen haben und dann feige ausgerissen sein soll, so Kleon bei Amphipolis. Der Unterschied ist nur, daß wir Melanchthons Lügen über Münzer wenigstens zum Teil aus anderen Quellen als Lügen nachweisen können, während wir die Darstellung des Thucydides aus ihrer inneren, widerspruchsvollen Unwahrhaftigkeit als eine Probe jener glorreichen Methode nachweisen müssen, womit historisch rückständige Parteien historisch vorgeschrittenere Richtungen zu bekämpfen pflegen.

Nach dem Tode des Kleon und des Brasidas hatten die Friedensparteien in Athen und Sparta die Oberhand, und es kam im Jahre 421 zum Frieden zwischen Athen und Sparta, dem sogenannten Frieden des Nikias, so genannt nach seinem wirklichen Urheber und beruhend auf dem Stande der Dinge, wie er vor dem Kriege gewesen war. Damit ist nun nach Delbrück der perikleische Kriegsplan erfüllt, und alles wäre nun gut gewesen, wenn Athen sich nicht in die „unerhörte Torheit" der sizilischen Expedition gestürzt hätte. Weshalb es sich aber zu dieser „unerhörten Torheit" entschloß, bleibt bei Delbrück völlig im dunkeln; einstweilen werden durch unerhörte Torheit die Geschicke der Völker so wenig entschieden wie durch unerhörte Weisheit.

Tatsächlich war der Friede des Nikias so faul wie der Mann, dessen Namen er trug. Die athenische Oligarchie hatte ihn über den Kopf der athenischen Demokratie geschlossen, die durch den Fall Kleons und die Niederlage von Amphipolis entmutigt war, Sparta aber, um die Gefangenen von Sphakteria herauszubekommen, über die Köpfe seiner Bundesgenossen hinweg, von denen namentlich die eigentlichen Feinde Athens, Böotien, Korinth und Megara, nichts von dem Frieden wissen wollten. Nicht einmal Amphipolis konnten oder wollten die Spartaner den Athenern zurückgeben. Aus dem offenen Kriegszustand wurde ein heimlicher, der dann in der athenischen Expedition nach Sizilien explodierte, die eine „unerhörte Torheit" im Sinne Delbrücks so wenig war, daß sie vielmehr nur mit einem Schlage erreichen wollte, was Perikles durch seine Ermattungsstrategie erzielen wollte und was eine Lebensfrage für die athenische Demokratie war: nämlich die Ausdehnung der Seeherrschaft über das ganze Mittelländische Meer.

An dem Scheitern der sizilischen Expedition hatten die athenischen Oligarchen wieder ihr gerüttelt und geschüttelt Teil der Schuld, namentlich der Unglücksmensch Nikias, dessen — wie Grote mit Recht sagt — „verbrecherische Albernheiten" viel zum militärischen Mißlingen der Expedition beitrugen. Nach seiner schmählichen Niederlage wurde er, so sehr sich seine spartanischen Freunde bemühten, ihn zu retten, durch die siegreichen Syrakusaner hingerichtet, vom athenischen Volke verflucht, aber gefeiert von seinem Gesinnungsgenossen Thucydides, der ihm nachtrauerte als einem Manne, „der unter allen Griechen meiner Zeit ein so unglückseliges Schicksal am wenigsten verdient hatte, in Betracht seiner streng gesetzmäßigen Handlungsweise, womit er seine Pflichten gegen die Gottheit jederzeit zu beobachten suchte". Vergleicht man diese frömmelnde Tirade mit der widerlichen Schadenfreude, womit Thucydides über den Tod Kleons berichtet, so begreift man, daß sich nach dem bahnbrechenden Vorgang Grotes der Rückschlag unter unbefangenen Historikern um so stärker geltend machte und selbst preußische Geschichtschreiber erklärten: „Oligarchische Tendenzen und nur sie haben den Untergang Athens verursacht." Allein damit ist das Problem doch auch noch nicht erschöpft, so viel richtiger diese Auffassung sein mag als das fürstenfürchtige Gerede, wonach Athen an der athenischen Demokratie untergegangen sein soll. Es bleibt dann immer noch die Frage übrig, weshalb die Demokratie nicht Herrin der Oligarchie geworden ist? Hier haben auch Grotes Untersuchungen noch eine wesentliche Lücke gelassen.

Die ökonomischen Lebensbedingungen der athenischen Demokratie, wie wir sie flüchtig skizziert haben, machten sie auf der einen Seite immer kriegslustiger und steigerten auf der anderen Seite ihre moralische Verlumpung. Man kann diesen doppelten Prozeß an ihren Führern studieren, erst an dem noch nicht so sehr großen Abstand zwischen Perikles und Kleon, dann aber an dem schon klaffenden Abgrund zwischen Kleon und Alcibiades, dem eigentlichen Urheber der sizilischen Expedition; er war ein Lieblingsschüler des Sokrates, aber der größte Gesinnungslump seiner Zeit, es sei denn, daß er in diesem Punkte an Kritias, einem anderen Lieblingsschüler des Sokrates, einen ebenbürtigen Nebenbuhler gehabt hat.[1]

[1] Es würde hier zu weit führen, auf die Stellung des Sokrates in den Kämpfen einzugehen, die sich an den Peloponnesischen Krieg knüpfen. Nur so viel mag bemerkt werden, daß die auch in der Parteiliteratur wiederholt hervorgetretene Neigung, die geschichtliche Stellung des Sokrates und namentlich seine Verurteilung zum Tode in rein ideologischer Weise aufzufassen, ihn als den Märtyrer des Guten, Wahren und Schönen zu feiern, keinen anderen Halt hat als eben die blaue Luft der Ideologie. Sokrates ist als der Lehrer des Alcibiades, des Kritias und ähnlicher Geister dem Selbstbesinnungsprozeß der athenischen Demokratie zum Opfer gefallen, die sich nach der furchtbaren Niederlage des Peloponnesischen Krieges wieder aufzurichten bemüht war und in empfindlichster Weise dadurch gereizt wurde, daß Sokrates, gleichsam als wäre nichts geschehen, die antidemokratische Agitation wieder aufnahm wie während des Krieges selbst. Gleichwohl wäre er bei der Redefreiheit in Athen mit einem blauen Auge davongekommen, wenn er nicht selbst den Gerichtshof in der patzigsten Weise herausgefordert hätte: wie sein Schüler Xenophon behauptet — der sich übrigens auch als ein netter Verräter seiner Vaterstadt betätigt hat —, weil Sokrates des Lebens überdrüssig war und sich einen guten Abgang zu sichern wünschte, was ihm denn ja auch gelungen ist. Es ist zwar begreiflich, aber trotzdem schwer zu tadeln, daß die verzweifelte Demokratie nicht Selbstbeherrschung genug besaß, um Sokrates trotz seiner herausfordernden Redensarten laufen zu lassen, aber auf der anderen Seite liegt auch kein Grund

Natürlich sind die Führer der athenischen Demokratie nicht verantwortlich für deren Schicksal, aber für ihre Könige sind die Völker verantwortlich, und insoweit kann man von einer Partei sagen: Zeige mir deine Führer, und ich werde dir sagen, wer du bist.

Athen ist nicht an der athenischen Demokratie untergegangen, sondern die athenische Demokratie ist untergegangen an der unfreien Arbeit, wie die antike Kultur überhaupt, und wie die moderne Kultur untergehen wird an der freien Arbeit, es sei denn, daß diese aus einem trügerischen Schlagwort zu einer weltgeschichtlichen Tatsache wird.

4. Hannibal und Cäsar.

Im Gegensatz zu Athen war Rom von Anfang an eine Landmacht, die sich nicht durch glänzende Taten wie die Perserschlachten aufschwang, sondern in zähem Ringen aus winzigen Anfängen, in unaufhörlichen Kämpfen mit kleinen Nachbargemeinden emporkam und so die militärische Disziplin ganz anders ausbildete, wie es in Athen und selbst in Sparta möglich gewesen war.

Delbrück bringt darüber sehr lehrreiche Untersuchungen, indem er die Anfänge des römischen Kriegswesens in engem Zusammenhang mit den Anfängen der römischen Verfassung beleuchtet, doch muß er sich bei dem Zustand der historischen Quellen wesentlich auf Rückschlüsse von der späteren auf die frühere Entwicklung beschränken. Ein volles historisches Licht beginnt erst beim zweiten Punischen Krieg hereinzubrechen, für den Polybius der Historiker ist, wie Thucydides für den Peloponnesischen Krieg, jedoch gibt sich Delbrück jenem keineswegs so unkritisch gefangen wie diesem.

Der zweite Punische Krieg ist auch sonst epochemachend für die Geschichte des römischen Kriegswesens. Er war für Rom eine ähnliche Feuerprobe wie der Peloponnesische Krieg für Athen; es handelte sich in ihm um die Hegemonie Roms über Italien; nur daß Rom diese Probe bestand. Aber in dem gewaltigen Ringen erwarb Rom zugleich die Anwartschaft auf die Herrschaft über die Welt; aus seinen Truppen, die bis dahin noch immer trotz aller scharfen Disziplin nur Bürgeraufgebote gewesen waren, wurden Berufsheere; die republikanische Verfassung Roms, die den furchtbaren Stößen eines Hannibal siegreich getrotzt hatte, begann sich eben durch den Sieg in eine Militärmonarchie umzuwandeln; Scipio, der endliche Besieger des genialen Karthagers, wurde der Vorläufer Cäsars.

Solange der römische Kriegsstaat nur Bürger-Soldaten, Bürger-Offiziere und Bürger-Feldherren besaß, konnte er nicht, wie Delbrück hervorhebt, daran denken, ein Heer nach Afrika hinüberzusenden und die gefährliche Rivalin Karthago niederzuwerfen. Auf der anderen Seite gebot die reiche Handelsstadt Karthago von vornherein über ein tüchtig ausgebildetes Berufsheer mit ausgezeichneten Generalen und einem Oberfeldherrn, der als kriegerisches Genie vielleicht einzig in der Geschichte steht. Denn wenn man Hannibal oft mit Napoleon verglichen hat, so darf dabei nicht übersehen werden, daß Hannibal seine Erfolge nicht zuletzt dem engen und neidischen Krämersinn der

vor, Sokrates als leuchtenden Helden und Märtyrer zu feiern, weil er für das Verdienst, die Alcibiades, Kritias, Xenophon usw. erzogen zu haben, nun gar noch auf dem Prytaneum gespeist zu werden verlangte.

Machthaber in seiner Vaterstadt abringen mußte, während Napoleon von den Wogen einer großen Revolution getragen wurde.

Wenn sich anders in der Beschränkung der Meister zeigt, so wird die Größe Hannibals gerade dadurch offenbar, daß er sich trotz der militärisch-technischen Überlegenheit des karthagischen Heeres über das römische nicht verleiten ließ, utopischen Zielen nachzujagen. Die Eigenart seines Heeres gestattete ihm, in Italien einzufallen und den Feind auf seinem eigenen Boden aufzusuchen, was den Römern die Eigenart ihres Heeres verbot, aber er hat nie daran gedacht, selbst nicht nach seinem Siege bei Cannä, der das römische Heer völlig vernichtete, auf Rom zu marschieren und die Stadt selbst einzunehmen. Es beruhte auf einer völligen Verkennung der Sachlage, wenn ihm zum Vorwurf gemacht worden ist, daß er zwar zu siegen, aber den Sieg nicht zu benutzen verstehe. Sein Heer war lange nicht stark genug, um eine so große und gut befestigte, mit Vorräten aller Art reich versehene Stadt wie Rom zu belagern und zu erobern. Ein mißlungener Sturm auf die Stadt würde ihn aber um die Frucht aller seiner Siege gebracht, würde gerade das vereitelt haben, worauf er es abgesehen hatte, den Abfall der italischen Bundesgemeinden von der römischen Hegemonie.

Dieser Abfall begann nach der Schlacht bei Cannä in weitem Umfang. Eine große Anzahl von Kantonen und kleinen Gemeinden ging zu Hannibal über, dazu auch große Städte, wie Tarent, Syrakus und namentlich Capua, die größte Stadt Italiens nächst Rom. Ging diese Bewegung fort, so mußte Rom schließlich fallen; die langsame Ausblutung war sein sicherer Tod. Das wußten sich aber auch die Römer zu sagen; sie vermieden fortan jede Entscheidung durch die Schlacht, in der sie von vornherein verloren gewesen wären, und machten unerhörte Kraftanstrengungen, um die abgefallenen Gemeinden und Städte wieder zu unterwerfen. Weit über ein Jahrzehnt trug fast die gesamte kriegsbrauchbare Mannschaft die Waffen, nach Delbrücks Berechnung gegen 10 Prozent der Bevölkerung, eine Ziffer, deren Wucht man daran abmessen kann, daß Preußen im Jahre 1870 $3\frac{1}{2}$ Prozent und selbst im Jahre 1813 nur $5\frac{1}{2}$ Prozent der Seelenzahl auf nicht länger als fünfviertel Jahre unter Waffen gehabt hat.

An dieser beispiellosen Kraftanstrengung ist Hannibal schließlich gescheitert. Trotz seiner Überlegenheit im Felde konnte er die Belagerung und Eroberung der abgefallenen Städte durch die römischen Legionen nicht hindern. Diese Belagerungen wurden nach der Schlacht bei Cannä die Mittelpunkte der Kriegführung. Ein befestigtes römisches Lager zu erstürmen, durch das sich die Konsuln bei ihren Belagerungen deckten, reichte die kriegerische Überlegenheit der karthagischen Heere nicht aus; hier kam der Sturm ihrer Kavallerie, das taktische Ineinandergreifen verschiedener Korps und Waffen, worin sie den Römern weit überlegen waren, nicht zur Geltung, und die zähe Tapferkeit der römischen Legionen behauptete das Feld. „Ein ganz einzig dastehendes Ereignis in der Kriegsgeschichte: daß die eine Partei eine große, langwierige Belagerung durchzuführen vermag, obgleich die andere Partei die unbedingte Überlegenheit in freiem Felde besitzt — nur erklärlich durch die eigentümliche Kräfteverteilung, daß die Heere nicht gleichartig sind, sondern jede Partei ihre eigentümliche Formen hat."

Als die Römer Capua belagerten, wagte Hannibal sie in ihren Verschanzungen nicht anzugreifen und suchte sie durch einen demonstrativen

Zug gegen Rom zu schrecken. Allein sie ließen sich nicht einschüchtern, und Capua fiel.

Es war in gewissem Sinne die entscheidende Krisis des Krieges. Konnte sich das mächtige Capua nicht aus eigener Kraft gegen Rom behaupten und auch nicht durch Hannibal gegen Rom geschützt werden, so war die Hegemonie Roms über Italien nicht zu brechen, und Hannibals Kriegsplan war gescheitert. Die Bedeutung, die der Fall Capuas für den völligen Umschwung der Dinge hatte, ist sofort von den Mitlebenden erkannt worden; sie spiegelt sich in der Legende wider, die den Namen Capuas bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich gemacht hat, in der Legende, daß die rauhen Soldaten Hannibals in der liederlichen und üppigen Stadt sich verweichlicht hätten und kampfuntüchtig geworden seien. Es ist ein sehr charakteristischer Fall historischer Legendenbildung: die historische Bedeutung der Tatsache ist instinktiv richtig erkannt, so völlig hinfällig ihre Begründung ist. Hannibals Truppen sind in Capua nicht verweichlicht worden, denn er hat sich noch zwölf Jahre in Italien gehalten, ohne daß die Römer ihn anzugreifen wagten, jedoch der Fall der Stadt besiegelte das Scheitern des hannibalischen Kriegsplans.

Immerhin war der Krieg damit erst in ein gewisses Gleichgewicht gebracht; senkte sich die Wage auch mehr und mehr zugunsten der Römer, so konnten sie doch nicht von einem endgültigen Siege sprechen, ehe sie nicht das karthagische Hauptheer unter Hannibals Führung in offener Feldschlacht niedergeworfen hatten. Dies gelang ihnen erst, als der lange Krieg aus dem Bürgerheer ein Berufsheer geschaffen und Berufsoffiziere ausgebildet hatte, die an die Stelle der jährlich wechselnden Bürgermeister traten, von denen das römische Heer noch bei Cannä befehligt worden war. Scipio, der nach Afrika übersetzte, um Karthago auf eigenem Boden anzugreifen und dadurch Hannibal aus Italien zu ziehen, war mit dauernder Amtsgewalt bekleidet, und sein Heer bestand wesentlich aus Angeworbenen, die den Dienst um des Dienstes und der Beute willen aufsuchten, nachdem der Krieg sie zu Kriegern gemacht und dem bürgerlichen Leben entwöhnt hatte. Dies Heer, das dann bei Zama über Hannibal siegte und Karthago zu einem demütigenden Frieden zwang, von dem es sich nicht mehr erholte, hatte den Charakter eines Berufssoldatenheeres nicht nur in seinen militärisch-technischen Tugenden, sondern auch schon in seinen moralisch-politischen Lastern, in der übermütigen Mißhandlung der eigenen bürgerlichen Bevölkerung.

In anderthalb Jahrhunderten vollzog sich nunmehr die langsame Auflösung der altrömischen Verfassung, bis Cäsar vollendete, was Scipio begonnen hatte. Seit Mommsen ist die Verherrlichung Cäsars eine besondere Vorliebe der bürgerlichen Geschichtschreiber, und ganz frei davon ist auch Delbrück nicht. Aber gegenüber der Kriegführung Cäsars, die uns hauptsächlich aus dessen eigenen Schriften bekannt ist, behält er den kritischen Blick und weist im einzelnen nach, daß Cäsars Schriftstellerei — im günstigsten Falle fügen wir hinzu — nicht höher zu bewerten sei als die Memoiren von St. Helena, als ein „wunderbares Gewebe von realistischer Wahrheit und völlig beabsichtigter Täuschung". Namentlich was die angeblich ungeheuren Massen der von ihm besiegten Heere angeht, so hat Cäsar das Blaue vom Himmel heruntergelogen. Tatsächlich war er schon tief durchdrungen von der Weisheit des alten Fritz, daß der liebe Gott immer mit den großen Bataillonen ist; in allen seinen Schlachten — mit der so gut wie einzigen Ausnahme von

Pharsalus — hat er dafür zu sorgen gewußt, daß die überlegene Zahl auf seiner Seite war.

Daraus ist ihm natürlich kein Vorwurf zu machen, wohl aber beleuchtet der unglaubliche Schwindel, den er mit den Heeresziffern seiner Gegner trieb, seinen angeblich so unvergleichlichen Genius in sehr eigentümlicher Weise. Bei Alesia, der entscheidenden Schlacht des gallischen Krieges, will Cäsar 70000 Mann gehabt haben, für die Gallier aber, die er in Alesia eingeschlossen hielt, gibt er 80000 Mann, und für ihr heranrückendes Entsatzheer gar 250000 Mann und 8000 Reiter an. Auf dem Wege eindringender Sachkritik weist Delbrück die völlige Hinfälligkeit und Sinnlosigkeit dieser Ziffern nach; er kommt zu dem Ergebnis, daß in Alesia nicht mehr als 20000 Gallier gewesen seien, das Ersatzheer aber nicht mehr als 50000 Mann betragen haben könne, Gallier und Römer also ziemlich gleich stark gewesen seien, wie übrigens auch schon der erste Napoleon vermutet hat.

Die siegreiche Strategie Cäsars in Gallien beruhte gerade darauf, daß er die Stärke der Gallier zu vermeiden und die Stärke der Römer stets gegen die Schwäche der Gallier auszuspielen wußte. Die Stärke der Gallier war die große Zahl mehr oder weniger kriegerisch tüchtiger Völkerschaften. Hätte Cäsar seine Legionen verteilt, um sie alle gleichzeitig zu bekämpfen und nachher ihre Festungen und Hauptstädte mit Garnisonen zu versehen, um sie im Zaume zu halten, so hätte er sein Spiel verloren. Als er einmal aus Verpflegungsrücksichten gezwungen war, sein Heer in verschiedene Winterquartiere zu verlegen, wurden ihm anderthalb Legionen, 9000 Kämpfer, vollständig vernichtet: mehr als höchstens das Doppelte hat selbst Varus im Teutoburger Walde nicht verloren. Cäsars Strategie bestand darin, daß er sein ganzes Heer immer beisammen hielt, um die einzelnen Völkerschaften der Gallier mit überlegener Kraft zu schlagen, eine Strategie, die seinen Umständen ganz angemessen war, aber freilich das Gegenteil der wunderbaren Strategie war, die er später einem gläubigen Publikum vorgaukelte, der Strategie, die ihm ermöglicht haben sollte, mit einer winzigen Minderzahl stets eine ungeheure Mehrzahl in die Flucht zu schlagen.

Im letzten Grunde siegte Cäsar im gallischen Kriege nicht durch sein besonderes Genie, sondern durch die Überlegenheit, die die römische Kriegskunst als solche gegenüber Barbaren besaß. Delbrück ist unbefangen genug, bei aller Bewunderung für Cäsar diese Frage eingehend zu prüfen und kommt dabei zu trefflichen Ausführungen.

Barbaren haben vor zivilisierten Völkern den Vorzug, daß sie über die kriegerische Kraft der ungezügelten animalischen Kräfte verfügen. Zivilisation verfeinert den Menschen, macht ihn empfindlicher und mindert dadurch den Kriegswert, nicht etwa bloß die körperliche Kraft, sondern auch den physischen Mut. Ein beliebiger Haufen Römer, die sonst als Bürger und Bauern lebten, einem ebenso großen Haufen Barbaren gegenübergestellt, würde ohne Zweifel besiegt worden sein, vermutlich ohne Kampf die Flucht ergriffen haben! Dieser natürliche Mangel, den die Zivilisation schafft, muß nun auf künstlichem Wege beseitigt werden; die Disziplin muß gesittete Nationen fähig machen, roheren zu widerstehen. Aber sie genügt nicht. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß eine römische Kohorte von 600 Mann einen gallischen Heerhaufen von gleicher Stärke besiegt haben würde. Die römische Disziplin und Taktik machte doch nicht so viel aus, um die stürmische Tapferkeit von Barbarenheeren abzuwehren,

namentlich wenn diese noch überlegen waren. Deshalb vermied Cäsar so sorgfältig, gegen die Übermacht zu kämpfen, war er so sehr darauf bedacht, selbst die Überzahl zu besitzen.

Worin bestand nun aber die Überlegenheit des römischen Kriegswesens? Delbrück antwortet: „Sie beruhte auf dem Heeresorganismus als Ganzem, der es gestattete, sehr große Massen auf einem Punkte zusammenzubringen, ordnungsmäßig zu bewegen, zu verpflegen und zusammenzuhalten. Das alles konnten die Gallier nicht. Nicht sowohl die römische Tapferkeit, der die ihrige nichts nachgab, als die römische Masse hat sie erdrückt — wiederum nicht, als ob nicht ihre Masse viel größer gewesen wäre, aber ihre Masse blieb tot, war nicht bewegungsfähig. Die römische Kultur siegte über die Barbarei, denn eine große Masse bewegungsfähig zu machen, ist ein Kunstwerk, das nur hoher Kultur gelingen kann. Die Barbarei ist dessen unfähig. Das römische Heer ist nicht bloß Masse, sondern organisierte Masse, und es kann nur deshalb Masse sein, weil es organisiert, ein vielgestaltiger, lebendiger Organismus ist. Nicht bloß Soldaten und Waffen gehören dazu, Reiter und Fußgänger, nicht bloß Legaten, Tribunen, Zenturionen, Legionen, Kohorten, Manipel, Zenturien, Disziplin von unten, Führung von oben, Vorhut, Nachhut, Patrouillen, Meldungen, Lagerabstecken, sondern auch der Quästor und sein Heer von Beamten und Kontrolleuren, Ingenieure mit ihren Werkzeugen, geschickt Brücken, Wälle, Blockhäuser, Sturmböcke, Geschütze, Schiffe zu bauen, Intendanten mit ihren Fuhrparks, Ärzte mit Lazaretten, Magazine, Zeughäuser, Feldschmieden usw."

Man kann wirklich nicht schöner nachweisen, daß die Produktionsweise auch auf dem Gebiet der Kriegskunst entscheidet, was jedoch Herrn Delbrück nicht hindern wird, immer neue Donnerkeile gegen den historischen Materialismus zu schmieden.

5. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

In dem ersten Bande seines Werkes beschäftigt sich Delbrück mit dem Altertum, im zweiten Bande mit den Kämpfen zwischen Germanen und Römern.

Der erste Abschnitt dieses Bandes ist methodologisch entschieden der hervorragendste des ganzen Werkes. Er wird eingeleitet mit dem Satze: „Um das germanische Kriegertum zu verstehen, ist es notwendig, zuerst die politisch-soziale Verfassung dieses Volkes kennen zu lernen." Was Delbrück darüber ausführt, bietet einem Vertreter des historischen Materialismus keinen Anlaß zur ablehnenden Kritik. Nicht als ob damit gesagt sein sollte, daß Delbrück in jeder tatsächlichen Einzelheit recht hätte; in solchen Einzelheiten werden bei der Dürftigkeit und Unsicherheit der Quellen stets Meinungsverschiedenheiten unvermeidlich sein, aber gegen die Methode, wie Delbrück aus den Produktionsverhältnissen der Germanen ihr Kriegswesen erklärt, läßt sich nichts einwenden.

Die Germanen zerfielen bei Beginn unserer Zeitrechnung in Völkerschaften, deren jede im Durchschnitt etwa hundert Quadratmeilen Gebiet besaß. Die Grenzen des Gebiets waren der feindlichen Überfälle wegen nicht bewohnt; man konnte auch von den äußersten Wohnstätten in einem Tagesmarsch einen in der Mitte gelegenen Versammlungsplatz erreichen.

Da ein sehr großer Teil des Landes von Wald und Sumpf bedeckt war und die Bewohner nur einen geringen Ackerbau trieben, hauptsächlich von

Milch, Käse und Fleisch lebten, so kann die durchschnittliche Bevölkerung nicht wohl mehr als 250 Seelen auf die Quadratmeile betragen haben; die Völkerschaft zählte also etwa 25000 Seelen, die größeren vielleicht bis zu 35000 oder 40000. Das ergibt 6000 bis 10000 Männer, so viele, wie noch im äußersten Falle, nach Abzug von 1000 bis 2000 Fehlenden, eine Stimme beherrschen, so viele noch eine einheitlich beratende Versammlung bilden können. Diese allgemeine Volksversammlung übte die souveräne höchste Gewalt aus.

Zwischen Rhein und Elbe saßen einige zwanzig solcher Völkerschaften, deren Namen uns erhalten sind. Germanien war also sehr dünn bevölkert. Die Erklärung, wie es dennoch dem römischen Weltreich und seinen sturmerprobten Legionen widerstehen konnte, gibt die soziale Struktur der Völkerschaften. Sie zerfielen in Geschlechter oder Hundertschaften. Geschlechter wurden diese Verbände genannt, weil sie nicht willkürlich gebildet waren, sondern in dem natürlichen Zusammenhang der Zeugungen zusammenhielten; Städte, in die ein Teil des Nachwuchses abströmen konnte, um in ihnen neue Verbindungen einzugehen, gab es nicht. Jedermann blieb in dem Verband, in den hinein er einmal geboren war. Hundertschaften wurden die Geschlechter aber auch genannt, weil man etwa hundert Familien oder Krieger in ihnen zählte. Diese Zahl darf natürlich nicht ziffermäßig genau genommen werden; das Wort hundert gebrauchten die Germanen auch im allgemeinen als größere runde Zahl. Da die Geschlechter nicht so entstanden waren, daß ursprünglich eine Anzahl einzelner Paare nebeneinander saß, die im Laufe einiger Jahrhunderte zu großen Geschlechtern geworden waren, sondern nur so, daß Geschlechter sich teilten, die zu groß wurden, um an einer Stelle sich zu ernähren, so war eine gewisse Größe, eine gewisse Zahl ebenso wie die Abkunft ein konstitutives Element des Verbandes; man nahm von jener so gut den Namen wie von dieser; Geschlecht und Hundertschaft waren ein und dasselbe.

Das Geschlecht oder die Hundertschaft, deren Größe 400 bis 1000, vielleicht auch manchmal bis zu 2000 Seelen betragen haben mag, verfügte über ein Gebiet von einer oder einigen Quadratmeilen und wohnte beieinander in einem Dorfe. Ihre Hütten bauten die Germanen nicht Giebel an Giebel, Mauer an Mauer, sondern nach dem bekannten Worte des römischen Geschichtschreibers, wie jedem der Platz, der Wald oder die Quelle gefiel: nicht jedoch als Einzelhöfe, sondern als lose und weitläufig gebaute Ansiedlung. Der Ackerbau, den hauptsächlich die Frauen und die für die Jagd und Krieg untauglichen Männer versahen, war sehr dürftig. Um frischen, ertragreichen Boden bestellen zu können, wurde der Platz der Ansiedlung innerhalb des Gaues öfter verlegt. Das deutsche Recht rechnete das Haus noch später nicht zu den Immobilien, sondern zur Fahrnis. Da auf je 250 Seelen eine Quadratmeile, auf ein Dorf von 750 Seelen also etwa drei Quadratmeilen Gebiet kamen, so hätte sehr viel Ackerboden auf andere Weise als durch diese Verlegungen gar nicht ausgenutzt werden können. Wenn die Germanen auch nicht mehr Nomaden waren, so hafteten sie doch nur locker am Grund und Boden.

Die Geschlechtsgenossen nun, die zugleich Dorfgenossen waren, standen im Kriege in einer Schar zusammen. Daher heißt noch heute im Nordischen ein Truppenkorps: Thorp, und in der Schweiz gebraucht man „Dorf“ für „Haufe“, „dorfen“ für „Versammlung halten“, ja unser Wort Truppe ist desselben Stammes und bewahrt, mit den Franken zu den Romanen fortgetragen und

von dort zu uns zurückgewandert, eine Erinnerung an die Verfassung unserer Vorfahren aus Zeiten, zu denen keine schriftliche Urkunde hinaufreicht. Die Schar, die sich zusammen ansiedelte und zusammen in den Krieg zog, war dieselbe. Deshalb ist aus demselben Worte eine Bezeichnung für einen Wohnplatz, Dorf, und für Soldaten, Truppe, entstanden.

Die altgermanische Gemeinde war also ein Dorf nach der Art der Ansiedlung, ein Gau nach ihrem Gebiet, eine Hundertschaft nach ihrer Größe, ein Geschlecht nach ihrem Zusammenhang. Grund und Boden war nicht Privateigentum, sondern gehörte der Gesamtheit dieser festgeschlossenen Gemeinschaft; sie bildete, nach einem späteren Ausdruck, eine Markgenossenschaft.

An der Spitze jeder Gemeinde stand ein gewählter Beamter, der entweder Altermann oder Hunno genannt wird, so wie die Gemeinde bald Geschlecht, bald Hundertschaft. Ulfilas nennt in seiner Bibelübersetzung den Zenturio im Evangelium Hundafaths. Bei den Angelsachsen treffen wir den Ealdorman. In Deutschland hat der Hunno sich vielfach das ganze Mittelalter hindurch unter dem Namen: Hunne, Hun, Hundt als Dorfschulze erhalten und existiert noch heute in Siebenbürgen als Hon.

Die Altermänner waren die Vorsteher der Gemeinde im Frieden, die Anführer der Männer im Kriege. Sie lebten in und mit dem Volke, sie waren sozial Gemeinfreie wie alle anderen. Gleichwohl hatte sich aus ihnen eine Art Aristokratie zu entwickeln begonnen; in jeder Völkerschaft gab es einige Geschlechter, die über den Gemeinfreien standen, nicht kraft eines positiven Rechtes, sondern des natürlichen Vorzugs, der bei Beamtenwahlen den Söhnen ausgezeichneter Väter zuzustehen pflegt und sich dann in die Gewohnheit umsetzt, an die Stelle eines Verstorbenen, bei sonstiger Befähigung, seinen Sohn zu wählen. In diesen Familien sammelte sich durch Beuteanteil, Tribute, Geschenke, Kriegsgefangene, die ihnen fronden mußten, ein in den Augen der Germanen großer Reichtum, der ihnen gestattete, sich ein Gefolge zu halten, freie Männer, die tapfersten Krieger, die sich ihrem Herrn auf Tod und Leben verpflichteten und als seine Bankgenossen um ihn lebten. Aus diesen Familien pflegte dann auch die Volksversammlung jeder Völkerschaft einige „Fürsten" oder „Vorderste" zu wählen, die durch die Gaue reisten, um Gericht zu halten, die mit fremden Mächten verhandelten und von denen einer im Kriege den Oberbefehl zu führen pflegte.

Aus dieser politisch-sozialen Verfassung der alten Germanen leitet Delbrück nun sehr gut das historische Wesen ihres Kriegertums ab. Sie verfügten im weitesten Umfang über die beiden Quellen kriegerischer Kraft, über die Tapferkeit und körperliche Tüchtigkeit des einzelnen Kriegers, wie über den taktischen Körper, den festen Zusammenhalt zwischen den einzelnen Kriegern. Jeder einzelne wurde in dem rauhen, barbarischen Naturleben, in dem steten Kampfe mit wilden Tieren und Nachbarstämmen zu höchster persönlicher Tapferkeit erzogen, und der Zusammenhalt jeder Schar in sich, die zugleich Nachbarschaft und Geschlecht, Wirtschaftsgenossenschaft und Kriegskameradschaft war, unter einem Führer, dessen Autorität sich in täglicher Lebensgewohnheit über das ganze Dasein im Frieden wie im Kriege erstreckte, der Zusammenhalt einer solchen germanischen Hundertschaft unter ihrem Hunno schuf eine Festigkeit, die selbst die strengste Disziplin einer römischen Legion nicht schaffen konnte.

Die Germanen exerzierten nicht, der Hunno hatte schwerlich eine bestimmte, jedenfalls keine sehr wesentliche Strafgewalt, selbst der Begriff des eigentlichen

militärischen Gehorsams war den Germanen fremd. Aber die ungebrochene Einheit des ganzen Daseins, diese Natureinheit war stärker als die Kunsteinheit, die die Römer durch die Disziplin erzeugen mußten. In der äußeren Geschlossenheit des Auftretens, des Anmarschierens und der Attacke, in Richtung und Vordermannhalten werden die römischen Zenturien die germanischen Hundertschaften übertroffen haben, aber der innere Zusammenhalt, das gegenseitige Sich-aufeinander-verlassen, das die moralische Kraft gibt, war bei den Germanen stärker, ja sogar so stark, um auch — was selbst die schärfste Disziplin niemals erreichen kann — bei äußerster Unordnung, bei völliger Auflösung und zeitweiligem Zurückgehen unerschüttert zu bleiben. Jeder Ruf des Hunno — denn von Befehl im strengen Sinne des Wortes kann nicht gesprochen werden — wurde befolgt, weil jeder wußte, daß jeder andere ihn befolgen würde. Die eigentliche Schwäche aller undisziplinierten Kriegerscharen ist die Panik, aber germanische Hundertschaften waren auch im Zurückgehen durch das Wort ihres Führers wieder zum Stehen und zu neuem Vorgehen zu bringen.

Aus dem Wesen des altgermanischen Kriegswesens ergab sich nun auch seine Form: der Gevierthaufe, eine dicht gedrängte Schar, die auf allen Seiten, nicht nur in Front und Rücken, sondern auch auf den Flanken gleich stark ist. Er ist die Urform des taktischen Körpers bei den Germanen, wie die Phalanx bei den Griechen und Römern. Delbrück meint, daß beide Formen nicht unbedingte Gegensätze seien, was nicht nur richtig ist, sondern auch dahin ausgedehnt werden darf, daß die Phalanx nichts anderes ist als der Gevierthaufe auf einer höheren Stufe der historischen Entwicklung. In seinem ersten Bande untersucht Delbrück den Ursprung der Phalanx nicht, was insofern ganz berechtigt ist, als wir keine historische Kunde davon besitzen. Aber beiläufig weist er doch darauf hin, daß sie sich aus dem vervielfachten Einzelgefecht entwickelt habe, was ebenso unmöglich ist als die von ihm selbst zurückgewiesene Meinung, daß die germanischen Geschlechtsverbände aus einzelnen Familien entstanden seien.

Man braucht nur auf den Unterschied zwischen Phalanx und Gevierthaufen zu blicken, wie ihn Delbrück selbst darlegt, um sofort zu erkennen, daß die Entwicklung der Produktionsweise die Phalanx aus den Gevierthaufen entwickelt hat. Der Vorzug der flacheren Phalanx vor dem tieferen Gevierthaufen bestand darin, daß sie unmittelbar viel mehr Waffen in den Kampf bringen konnte. 10000 Mann in einer zehngliedrigen Phalanx haben 1000 Mann im ersten Gliede, dagegen ein ebenso starker Gevierthaufe bei 100 Mann Tiefe nur 100 Mann in der Front. Die Phalanx kann also überflügeln; wenn der Gevierthaufe sie nicht sofort durchbricht, wird er sehr schnell von allen Seiten eingeschlossen sein. Die Erklärung für diesen Unterschied bietet die Tatsache, daß die Griechen und Römer zur Zeit, wo sie mit ihrer Phalanx in die Geschichte traten, bereits eine entwickelte Industrie besaßen, die ihnen eine ausgiebige Waffenproduktion ermöglichte, dagegen war es in diesem Punkte noch sehr schlecht bestellt bei den Germanen, als sie mit ihren Gevierthaufen zuerst in die Geschichte traten; sie mußten ihre Front schmal halten, weil sie immer nur eine geringe Zahl guter Rüstungen besaßen und deshalb diesem Mangel dadurch abzuhelfen suchten, daß sie durch die größere Tiefe den ersten Massenstoß desto unwiderstehlicher machten.

Auf der anderen Seite lockerte die Entwicklung der Industrie bei den Griechen und Römern die primitive Natureinheit, die das ganze Dasein der

Germanen noch durchdrang. Eine griechisch-römische Phalanx war verloren, sobald sie einmal zerrissen war. Die Germanen konnten viel leichter jede äußere Ordnung aufgeben, in regellosen Haufen oder ganz aufgelöst durch Felsen und Wälder vorstürmen und zurückfluten: die Seele des taktischen Körpers blieb ihnen darum doch erhalten, der innere Zusammenhalt, das gegenseitige Vertrauen, das instinktiv und auf den Zuruf der Führer gleichmäßige Verhalten. Sie waren nicht bloß tüchtig in der rangierten Schlacht, sondern auch ganz besonders für das zerstreute Gefecht, Überfälle im Walde, Hinterhalte, verstellte Rückzüge und den kleinen Krieg in jeder Gestalt.

Einen Kleinkrieg auf germanischem Boden konnten die Römer nicht riskieren und haben es auch nicht versucht. An und für sich reizte sie die Eroberung des rauhen und unwirtlichen Landes überhaupt sehr wenig; wesentlich um das eroberte Gallien vor den Einfällen der germanischen Barbaren zu schützen, unternahmen sie, die germanische Freiheit ebenso abzuwürgen wie die gallische. Konnten sie aber nur hoffen, durch die überwältigende Überzahl großer Heere das wilde Volk zu zähmen, so trat ihnen als größte Schwierigkeit die Verpflegungsfrage entgegen, die Cäsar in dieser Weise bei der Eroberung des fruchtbaren und reichen Galliens nicht gekannt hatte. Große Heere im Innern Germaniens zu ernähren war sehr schwer; das Land mit seinem geringen Ackerbau konnte nur wenig liefern, und Proviantkolonnen weite Strecken auf Landwegen zu befördern, erforderte einen gewaltigen Apparat, zumal in einem Lande, dem es an gebahnten Straßen so gänzlich fehlte wie dem damaligen Germanien.

In der Tat mußte der römische Feldherr Drusus bei seinem ersten Vorstoß ins Innere des Landes umkehren. Er schuf sich nun auf dem Wasserweg eine doppelte Basis. Einmal baute er einen Kanal vom Rhein in die Yssel, der ihm gestattete, durch die Zuidersee direkt an die Nordseeküste zu gelangen, die Fossa Drusiana, die noch heute existiert; dann aber benutzte er als Wasserweg die Lippe, die gegenüber dem Hauptwaffenplatz der Römer am unteren Rhein, dem Lager von Vetera (Birten) bei Xanten, in den Rhein mündet. Die Lippe ist als Wasserweg im Frühjahr und auch sonst einen Teil des Jahres fast bis an die Quelle zu gebrauchen; indem Drusus an ihr hinaufzog, legte er an der Stelle, wo die Schiffbarkeit aufhört, das Kastell Alison als Magazinplatz an. In einleuchtender Weise legt Delbrück dar, daß dies vielberühmte Kastell kein Mittel zur Bändigung und Unterwerfung der benachbarten Völkerschaft gewesen sein könne. „Die Germanen waren etwas anderes als etwa heute die Neger, die man durch kleine Expeditionskommandos von einer befestigten Station aus in weitem Umkreis im Zaume hält.“ Dagegen hatte Alison als Magazinplatz seinen sehr guten Sinn: bedurfte das römische Heer des Wasserwegs zu seiner Verpflegung, so bedurfte dieser Wasserweg eines Schlußpunktes, wo die Kähne ihre Ladung abgeben und die Proviantkolonnen sie für einen Marsch weiter ins Innere einnehmen konnten. Die Kriegführung im Innern Germaniens war eine ganz andere, wenn man das Korn oder Mehl nicht vom Rhein aus mitzufahren, sondern erst 150 Kilometer Luftlinie weiter aufzuladen brauchte.

Auf diese Weise schien die Eroberung Germaniens nun wirklich gelingen zu sollen. Drusus brachte die Küstenvölker zur Anerkennung der römischen Oberherrschaft, und nach ihm empfing Tiberius die Huldigung aller Völkerschaften bis zur Elbe, ohne daß es zu größeren Kämpfen gekommen wäre.

Die Erklärung dieser auffallenden Tatsache sucht Delbrück nach dem Vorgang Rankes darin, daß, wie sich einst die Gallier aus Angst vor dem Königtum des Ariovist in die Arme Cäsars geworfen hatten, so jetzt die Germanen in die Arme des Drusus und Tiberius aus Angst vor dem großen Königtum, das der Markomannenfürst Marbod in Böhmen aufgerichtet und schon über die untere Elbe ausgedehnt hatte. Die Römer kamen als Bundesgenossen, und ihre Oberherrschaft war mehr scheinbar als wirklich; nur den kurzen Sommer über wagten sich die römischen Heere im Innern des Landes zu halten; mit dem Winter gingen sie regelmäßig an den Rhein zurück. Im Winter erwies sich auch die Verpflegnng auf dem Wasserweg als unmöglich; namentlich die Fahrt durch die Nordsee, die Ems, Weser oder Elbe hinauf, die schon im Sommer ein Wagnis war, setzte im Winter gänzlich aus; das Äußerste, was Tiberius wagte, war einmal die Überwinterung bei Aliso.

Möglich, daß eine Oberherrschaft, die mehr Schein als Wirklichkeit war, den germanischen Völkerschaften erträglich schien, aus Rücksicht auf Marbods Eroberungsgelüste. Jedenfalls sobald der römische Statthalter Quinctilius Varus sich anschickte, aus der scheinbaren Oberherrschaft eine wirkliche zu machen, kannten die Germanen keine Rücksicht mehr und vernichteten ihn und sein Heer von drei Legionen mit den entsprechenden Hilfstruppen durch eine furchtbare, dreitägige Schlacht im Teutoburger Walde, unter der Führung des Cheruskerfürsten Armin.

Über den Ort der Schlacht ist bekanntlich viel gestritten worden, ebenso wie über die Lage von Aliso, deren nunmehrige endliche Entdeckung während stiller Sommertage in den Spalten der Zeitungen ebenso häufig aufzutauchen pflegt wie ehedem die Seeschlange. Delbrück schließt sich im wesentlichen dem alten Archivrat Clostermeier an, der aus der deutschen Literaturgeschichte als Schwiegervater Grabbes und Lehrer Freiligraths bekannt ist. Freiligrath hat noch in einem seiner letzten Gedichte geschildert, wie er mit dem alten Herrn „teutoburgern“ ging, auf die Grotenburg, wo heute Armins Bildsäule steht:

Dorthin geht's dem Rheine zu:
Dort hinaus, das merke du,
Elsen heißt man jetzt die Stell',
Lag Aliso, Roms Kastell.

Nimm das Fernrohr! Laß den Blick
Rundum schweifen auf gut Glück!
Wo er immer schweife hier:
Herrliches nur zeigt er dir!

Kennst du dort die Waldesbucht?
Nein? Das ist die Dörenschlucht;
Aus dem Wald ins offne Moor,
Jenes altberühmte Tor.

Tor, das Hermann klug besetzt,
Als den Varus er gehetzt;
Tor, das borstig Schwert und Spieß
Des Cäcina Kriegern wies.

Der Dichter hat damit die entscheidenden Momente der Frage treffend hervorgehoben. Armin — der Name hat beiläufig nichts mit Hermann zu tun, es ist der römische Name des Cheruskerfürsten, der in Rom gewesen und selbst römischer Ritter geworden war, sein germanischer Name ist unbekannt — Armin hat dem römischen Heere auf dem Wege zum Rhein und zunächst nach Aliso die Dörenschlucht gesperrt, eine tiefe Einsattlung im Osning, die Varus passieren mußte, und an diesem eisernen Riegel sind die schon durch tagelangen Kampf ermatteten Legionen zerschellt.

Von germanischer Seite haben wir keinen Bericht über die Schlacht, und die römischen Berichte sind weder erschöpfend noch klar. Namentlich ihre Mit-

teilung, daß die Germanen einen scheinbaren Aufstand entfernter Völkerschaften angezettelt hätten, um den römischen Feldherrn aus seinem Lager zu locken, ist dahin verstanden worden, daß Varus in eine besonders unwegsame Wildnis habe gelockt werden sollen, um hier in einen Hinterhalt zu fallen, den ihm die Germanen gelegt hätten. Diese Auffassung weist Delbrück als eine romanhafte Vorstellung zurück, und sicherlich mit Recht. Ein großes Heer in solche künstliche Falle zu locken, widerspricht allen strategischen Möglichkeiten.

Dagegen ergibt sich der wirkliche Hergang der Dinge aus zwei Umständen, die so übereinstimmend berichtet werden, daß an ihrer Tatsächlichkeit nicht zu zweifeln ist. Erstens hat die Schlacht im Herbst stattgefunden, und zweitens ist Varus mit seinem ganzen Troß marschiert; beide Umstände haben nicht unwesentlich zu seinem Untergang beigetragen, da sein Marsch durch die stürmische Herbstwitterung und die beschwerliche Bagage sehr behindert wurde. Es geht aber zugleich daraus hervor, daß es sich um die alljährliche herbstliche Rückfiedlung der Römer aus dem inneren Germanien an den Rhein oder doch nach Aliso gehandelt hat. Die Täuschung des Varus durch den scheinbaren Aufstand kann also nicht den Zweck gehabt haben, ihn zu einem Kriegszug zu verlocken, denn dann wäre Varus ohne Troß marschiert, was seine Niederkämpfung sehr erschwert haben würde, sondern nur einen Vorwand zu schaffen, der den Germanen gestattete, ihre Streitkräfte zu sammeln, ohne seinen Argwohn zu erregen, und ihn als befreundete Bundesgenossen gegen den scheinbaren Aufstand zu begleiten, der dann natürlich in eine Gegend verlegt worden ist, der sich Varus durch seinen Rückmarsch nach Aliso näherte. In der Tat überfielen die angeblichen Freunde den Zug, nachdem er das Lager verlassen hatte, und matteten ihn so ab, daß Varus die Dörenschlucht nicht mehr zu stürmen vermochte und hier seinen elenden Untergang fand.

Wo sich das Lager befunden hat, aus dem Varus ausmarschiert ist, geht aus den römischen Berichten nicht hervor, und Delbrücks durch strategisch-taktische Gründe gestützte Annahme, es sei auf dem Hahnenkamp bei Rehme-Oynhausen zu suchen, hat sich nicht bestätigt. Nachgrabungen, die Delbrück auf diesem Platze hat veranstalten lassen, haben gezeigt, daß die Römer hier niemals gelagert haben, der Hahnenkamp vielmehr von einem altgermanischen Dorfe besetzt gewesen ist. Irgendwo an der Weser muß das Sommerlager des Varus gewesen sein, ebenso wie Aliso, dessen Spuren auch noch nicht haben aufgefunden werden können — bis auf den Namen des Dorfes Elsen —, irgendwo an der Lippe gelegen haben muß. Anders läßt sich kein historischer Sinn und Zusammenhang in die römischen Berichte über die Schlacht im Teutoburger Walde bringen.

Die Römer waren nicht sofort in der Lage, die furchtbare Niederlage zu rächen. Zwar eilte Tiberius an den Rhein, jedoch er mußte sich begnügen, die Grenze zu sichern und das Heer wiederherzustellen; als Erbe des Kaisers Augustus, aber mit gefährdeter Thronfolge, konnte er nicht einen schwierigen Feldzug in Germanien unternehmen, sondern mußte in Rom zur Stelle sein, wenn Augustus starb. Erst als dieser gestorben war und Tiberius den Thron bestiegen hatte, unternahm Germanicus, der Sohn des Drusus und Adoptivsohn des Tiberius, den Rachekrieg mit dem Endziel, die germanischen Völkerschaften bis an die Elbe zu unterwerfen.

Über diese Feldzüge des Germanicus hat Tacitus berichtet, doch wissen wir im Grunde noch weniger darüber als über die Schlacht im Teutoburger Walde, die ungleich geringere Historiker überliefert haben. Gerade auf militärischem Gebiet versagt Tacitus bei seiner rhetorischen Art fast vollständig, wenn er auch unzweifelhaft den Kern der Sache mit dem epigrammatischen Worte getroffen hat, daß Armin nicht mehr siegreich in Schlachten, aber unbesiegt im Kriege gewesen sei. Dies Urteil trifft auch dann noch zu, wenn die zwei großen Siege, die Germanicus über die Germanen erfochten haben soll, ins Reich der Fabel zu verweisen sind, wie Delbrück annimmt. Armin wich der offenen Feldschlacht aus, die ihm keine Aussicht bot, die römischen Heere mit ihrer gewaltigen Überzahl und ihren ungleich besseren Waffen zu schlagen, aber er legte die römischen Heere durch einen Kleinkrieg lahm, dem sie in dem unwegsamen Lande nicht gewachsen waren, zumal bei der ungeheuren Schwierigkeit der Verpflegung, die ihnen immer wieder die Rückkehr an den Rhein gebot.

Eine absolute Unmöglichkeit ist deshalb die Unterwerfung Germaniens durch die Römer nicht gewesen. Die bloße Defensive kann niemals zum endgültigen Siege führen; auf die Dauer muß stets die Kriegspartei unterliegen, die es nicht auf die große taktische Entscheidung, die Schlacht mit gesammelten Massen, ankommen lassen darf. Dazu begann sich unter den Germanen, wie ehedem unter den Galliern, eine Römerpartei zu bilden, der selbst die nächsten Verwandten Armins, nicht nur sein Schwiegervater, sondern selbst sein leiblicher Bruder, angehörten. So meint Delbrück, die endgültige Entscheidung sei wieder in den inneren Verhältnissen des römischen Reiches zu suchen, und auch damit trifft er wohl das Richtige.

Um seiner eigenen Sicherheit willen konnte Tiberius nicht dulden, daß in einem vieljährigen Kriege zwischen dem Germanicus und den Legionen in Germanien sich ein Verhältnis bildete wie einst zwischen Cäsar und den Legionen in Gallien. Die Schlacht im Teutoburger Walde und die drei Feldzüge des Germanicus hatten gezeigt, eine wie furchtbar schwere Arbeit die Unterwerfung dieser trotzigen Natursöhne sein würde: nur ein Feldherr von höchster Autorität, mit den größten Mitteln, auf viele Jahre frei waltend, hätte die Germanen unterwerfen können.

Darauf konnte es Tiberius nicht ankommen lassen; er rief den Germanicus ab, und die Germanen blieben frei.

5. Das Mittelalter.

Unmittelbar nachdem sich der Historiker Delbrück von seiner besten Seite gezeigt hat, zeigt er sich von seiner schlechtesten. Er will nichts wahr haben von einer inneren Zersetzung des römischen Weltreichs, weder von einem wirtschaftlichen noch von einem geistig-moralischen Verfall; bis ins dritte Jahrhundert stand es nach seiner Annahme glorreich da, in voller Blüte, bis ein zufälliger Naturprozeß, das Versiegen des Edelmetalls, eine Währungskrisis hervorrief, die in erster Reihe das Heer zerrüttete und die Grenzen des wehrlosen Reiches den anstürmenden Germanenvölkern öffnete.

Dabei weist Delbrück nach, daß die Germanenheere sich unmöglich in die Hunderttausende belaufen haben können, die ihnen die römischen Schriftsteller nacherzählen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Germanen waren in den Tagen der Völkerwanderung wesentlich dieselben wie in den Tagen Armins;

die Germanen waren noch immer ohne Städte, hafteten nach wie vor nur lose am Boden, waren vorwiegend Jäger und Viehzüchter, nur in geringem Maße Ackerbauer. Da somit die Nahrungsproduktion sich nur wenig vermehrt haben kann, so kann auch die Volksmasse nicht bedeutend zugenommen haben.

Alles das hat Hand und Fuß, und man wird kaum etwas einwenden können, wenn Delbrück annimmt, daß wir bei keinem der wandernden Volksheere über 15000 Krieger hinausgehen dürfen.

Demgegenüber berechnet nun Delbrück die Bevölkerung des römischen Reiches gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts auf 90 Millionen Menschen, als eine Mindestzahl; „es könnten wohl auch bis zu 150 Millionen angenommen werden". Er fragt nun: „Ist es denkbar, daß eine solche Volksmasse dem Ansturm von Barbarenhorden erliegt, die nicht stärker als 5000 bis 15000 Mann waren? Ich denke, es kann keine wichtigere Feststellung in der Weltgeschichte geben, als daß es wirklich so gewesen ist. ... Man hat durch den Niedergang der römischen Bevölkerung ihre Niederlage zu erklären gesucht. Aber so ist es nicht gewesen. Das römische Imperium war voller Menschen und voller kräftiger Arme, als es dennoch den ganz kleinen Barbarenhorden erlag. Vorwärts und rückwärts erhält die Weltgeschichte von dieser Stelle aus Licht." Und woher quillt dieses Licht? „Aus der unermeßlichen Überlegenheit von Berufskriegern über Volksaufgebote." Hier hat der Bewunderer des preußischen Militarismus den Historiker gänzlich verblendet, und die Beweisführung nimmt sich um so seltsamer aus in einem Werke, das damit beginnt, die glänzenden Siege der griechischen Bürgeraufgebote über das persische Berufsheer zu schildern.

In der Darstellung der mittelalterlichen Kriegskunst kommt der Historiker wieder zu seinem Rechte, doch können wir hier auch nicht einmal in den allgemeinsten Umrissen verfolgen, wie sich die vollständige Umwandlung des Kriegswesens vollzogen hat. Als Kriegerstand hatten sich die Germanen in die Provinzen des römischen Reiches eingelagert, sie endlich wie eine dünne Schicht, sozusagen als neue Haut unter ungeheuren Zerstörungen überzogen und dadurch neue römisch-germanische Staaten gegründet. In der mit der Gutsleihe verbundenen Vasallität, dem Lehnssystem, hatten sie dann — zuerst im fränkischen Reiche — die Form gefunden, den Kriegerstand brauchbar zu erhalten. Diese Krieger waren ganz vorwiegend beritten und hatten ihre Verpflegung mitzubringen; die Ausrüstung eines einzigen Kriegers war eine sehr schwere Last; nach einem altfränkischen Volksrecht wird sie (Helm, Panzer, Schwert, Lanze, Streitroß) auf den Wert von 45 Kühen oder 15 Stuten angegeben, also auf den Wert vom Großvieh eines ganzen Dorfes. Dazu kam die Verpflegung, der Karren mit dem Zugtier oder das Saumtier, das sie fortschaffte, und der Knecht zu diesem Tier.

Der Übergang aus dem alten Aufgebot des Volkes durch den König als Volkshaupt in das Aufgebot von Vasallen mit ihren Untervasallen durch den König als Oberlehnsherrn vollzog sich langsam, aber unaufhaltsam. Unter Karl dem Großen bestand das Volksaufgebot noch staatsrechtlich und der Form nach, aber nicht mehr tatsächlich; die „Bauernheere" Karls gehören ins Reich der Fabel; er hat niemals bäuerliche Massenheere, sondern immer nur sehr kleine Qualitätsheere ins Feld geführt. Unter seinen Enkeln war das Volksaufgebot völlig abgestorben; das Kriegswesen beruhte ausschließlich auf

der Vasallität; nur im Landsturm, dem Aufgebot zur Verteidigung bei feindlichem Einfall, lebte die alte allgemeine Wehrpflicht fort.

Herr Delbrück legt diese Entwicklung und die fortschreitende Feudalisierung des Kriegswesens in sehr eingehenden und subtilen Untersuchungen dar, auf die einzugehen uns viel zu weit führen würde. Auch entbehrt die Geschichte der mittelalterlichen Kriegskunst eines allgemeinen und großen Interesses. Der feudale Lehnsstaat ist von Krieg und Kriegsgeschrei durchtobt, aber seine militärischen Leistungen sind überaus klein. Die Heere sind gering an Zahl; sie entbehren der militärischen Disziplin; die Ritter, die Hauptwaffe, lassen sich so wenig mit antiker oder moderner Kavallerie, wie die Fußknechte, ihre Hilfstruppen, mit antiker oder moderner Infanterie vergleichen. Der Krieg ist ewig, aber die Schlachten, die wirklich eine historische Entscheidung geben, wie die Schlacht auf dem Lechfeld oder die Schlacht bei Hastings, sind ganz selten. Selbst die vielberühmten Kriege der Hohenstaufen sind nur Prügeleien gewesen, bei denen es eigentlich eine Sünde ist, von Kriegskunst zu reden. Es gab im Mittelalter im Grunde weder Taktik noch Strategie, es sei denn, daß man — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — von einer allgemeinen Ermattungsstrategie im trivialsten Sinne des Wortes reden will.

Man darf sich deshalb freilich die Kriege des Mittelalters nicht als minder grauenvoll vorstellen. Ganz im Gegenteil! Sie mögen insoweit weniger blutig gewesen sein, als die Heere sehr klein waren und schließlich die Ritter aus gemeinsamem Klasseninteresse ihr Leben gegenseitig schonten, aber sie verheerten und verwüsteten und mordeten um so greulicher die Masse der Bevölkerung. Um überhaupt davon zu reden, so scheint die Ermattungsstrategie zwar die mildere Form der Kriegführung zu sein, ist aber die ungleich grausamere. Wir haben schon gesehen, wie sie das antike Griechenland umgebracht hat; will man moderne Beispiele, so stelle man den Dreißigjährigen Krieg mit den napoleonischen Kriegen zusammen. Der Dreißigjährige Krieg mit seiner Ermattungsstrategie hat der deutschen Nation allein 16 Millionen Menschen gekostet und sie um Jahrhunderte in ihrer Entwicklung zurückgeworfen; die napoleonischen Kriege mit ihrer Niederwerfungsstrategie haben dem ganzen Europa noch nicht 2 Millionen gekostet und dafür halb Europa aus dem feudalen Sumpfe gerissen, also einen gewaltigen historischen Fortschritt verwirklicht. Insoweit haben die Bewunderer des modernen Militarismus ganz recht, wenn sie sagen, ein mit scharfen und schnellen Schlägen geführter Krieg sei leichter zu tragen als ein Krieg, der sich ohne durchgreifende Entscheidung hinschleppe; ihre Torheit beginnt erst, wenn sie behaupten, die gewaltigen Rüstungen zu Lande und zu Wasser, in denen heute alle großen Staaten wetteifern, seien die sicherste Bürgschaft einer Niederwerfungsstrategie. Sie sind vielmehr die sicherste Bürgschaft der Ermattungsstrategie. Bei dem heutigen Zustand der internationalen Rüstungen kann keine Macht oder keine Koalition von Mächten darauf rechnen, eine andere Macht oder eine andere Koalition von Mächten mit überlegener Kraft niederzuwerfen. Sie sind alle darauf angewiesen, sich gegenseitig abzumatten, freilich mit Mitteln der Zerstörung, die über die gesamte gesittete Welt noch ganz anders dahinfahren werden, wie der Peloponnesische Krieg über Griechenland oder der Dreißigjährige Krieg über Deutschland dahingefahren ist.

Um nun aber auf die feudal-ritterliche Kriegsweise zurückzukommen, so ist ihr Untergang lehrreicher als ihr Dasein. Nach der landläufigen Anschauung

ist sie durch die Feuerwaffen aus der Welt geschossen worden, wobei sich wieder zwei verschiedene Meinungen geltend machen. Die einen — und darunter sehr gelehrte Professoren — bilden sich ein, die Erfindung der Feuerwaffen sei zufällig geschehen und habe aus sich heraus das Antlitz der Erde umgewandelt; Herr Dubois-Reymond hat nicht nur die Berliner Universität als das geistige Leibregiment der Hohenzollern gefeiert, sondern auch die alten Römer hart angefahren, weshalb sie nicht das Steinschloßgewehr erfunden hätten, womit sie ja leicht alle germanischen Eindringlinge hätten zu Paaren treiben können. Hierüber ist unter vernünftigen Leuten natürlich nicht weiter zu streiten. Logischer ist die andere Meinung, daß sich die neue kapitalistische Produktionsweise in den Feuerwaffen ein Mittel geschaffen habe, um die feudalistische Produktionsweise zu überwinden, aber ganz richtig ist auch sie nicht. Ehe die Feuerwaffen eine Schlacht entschieden, was zum ersten Male in der Schlacht von Pavia 1525 geschah, hatte die feudal-ritterliche Kampfweise schon ihre endgültige Niederlage durch modern-plebejisches Fußvolk erlitten, das über keine Feuergewehre gebot, aber selbst dann die ritterlichen Heere besiegte, wenn diese Feuerwaffen besaßen.

Dies Fußvolk kam von zwei verschiedenen Seiten, einer, die historisch sehr entwickelt, ja zu ihrer Zeit am weitesten vorgeschritten war und schon kommende Jahrhunderte vorausnahm, und einer anderen, die historisch sehr rückständig, ja sogar noch nicht weiter entwickelt war, als ein Jahrtausend vorher die germanischen Völkerschaften. Und seltsam genug scheiterte gerade der Stoß, der von der historisch fortschrittlichen Seite kam, während der Stoß von der historisch rückständigen Seite glückte.

Wir meinen die Hussiten und die Schweizer, die beide zuerst ein Fußvolk aufzubieten vermochten, das die ritterlichen Heere vor sich her jagte. Die kriegerische Kraft der Hussiten konzentrierte sich in dem kommunistischen Tabor und ging mit ihm unter. Die kriegerische Kraft der Schweizer aber wußte sich zu guten Preisen an die Interessen des aufkommenden Kapitalismus zu verkaufen.

6. Die Schweizer.

Friedrich Engels hat in seinen jungen Tagen einmal den Kampf der Schweizer Urkantone gegen die habsburgische Herrschaft, wie er in den Sagen vom Rütli und Tell verherrlicht worden ist, als einen Kampf bigotter und brutaler Bergstämme gegen Fortschritt und Zivilisation geschildert. Es war in den Tagen des schweizerischen Sonderbundskriegs, wo die Urkantone sich für den Jesuitismus erhoben und dadurch den heftigsten Zorn der europäischen Demokratie erregten; man kann deshalb billig zugeben, daß nicht nur der Forscher, sondern auch der Kämpfer Engels sprach.

Immerhin kam seine Auffassung der historischen Wahrheit näher als die schönen Sagen vom frommen Volke der Hirten, das durch die unmenschliche Grausamkeit habsburgischer Landvögte gezwungen wurde, sich seine unveräußerlichen Rechte vom Himmel zu holen. Was die Schweizer gegen Habsburg vertraten, war in der Tat der historische Stillstand, nur freilich verteidigten sie ihn mit demselben Rechte, womit sich die niedere Kultur gegen die leidens- und schmerzensreiche Schule der höheren Kultur sträubt, mit demselben Rechte, womit sich die germanischen Völkerschaften gegen die Legionen des Varus verteidigt hatten. Der Vergleich liegt so nahe, daß schon Engels ihn zog, indem

er sagte, die Schweiz liefere noch „unverfälschte Exemplare jener Menschenrasse, die einst im Teutoburger Walde die Römer auf gut westfälisch mit Knütteln und Dreschflegeln totschlug", so nahe, daß auch Delbrück ihn mit den Worten zieht: „Das Kriegertum der Schweizer hat denselben räuberischen und gewalttätigen Zug wie bei den Germanen der Urzeit." Die Ähnlichkeit geht noch ein Stück weiter, denn wie sich die Germanen trotz allen Hasses gegen ihre römischen Bedränger doch massenhaft in deren Sold begaben, so auch die Schweizer in den Sold der bürgerlichen Zivilisation; nur freilich haben sie aus ihren Bergen heraus niemals diese Zivilisation über den Haufen rennen können.

Die Kampfform der Schweizer war derselbe Gevierthaufe, den die germanischen Völkerschaften gehabt hatten, und wie bei diesen hing er aufs engste mit der Markgenossenschaft zusammen, die sich in der Schweiz durch allen Wandel der Zeiten erhalten hatte. Niemand hat das schlagender nachgewiesen als unser alter Genosse Bürkli, dem wir die eingehendste historische Aufklärung über die schweizerische Kriegsverfassung und die ersten schweizerischen Schlachten gegen das Haus Habsburg verdanken. Delbrück schreibt über Bürkli: „Ich wurde aufmerksam auf ihn durch seine Schrift: ‚Der wahre Winkelried', die erschien, während meine Perser- und Burgunderkriege im Drucke waren, und suchte ihn auf, als ich im Jahre 1888 durch Zürich kam: ein origineller alter Herr, der mir erzählte, daß er in seiner Jugend mit Viktor Considerant nach Texas gegangen sei, um dort den kommunistischen Idealstaat zu gründen; als das trotz der reichlich vorhandenen Geldmittel mißlungen sei, habe er mancherlei Abenteuer im mexikanischen Kriegsdienst erlebt, bis er wieder in die Heimat zurückkam, wo er nun als sozialdemokratischer Politiker sich dauernd bemerklich und auch wohl so unbequem machte, daß ebensowohl deswegen wie wegen seiner ketzerischen Ansichten in vaterländisch-kriegsgeschichtlichen Fragen die Schweizer Gelehrtenwelt nichts von ihm wissen wollte. Er hatte aber nicht nur eine große Belesenheit, sondern auch einen natürlichen Instinkt für historische Kritik und eine erstaunliche Kraft der Anschauung von vergangenen Zeiten, namentlich in kriegsgeschichtlichen Vorgängen. Hier und da hat ihn seine lebendige Phantasie dazu verführt, mehr zu erzählen, als sich direkt aus den Quellen ableiten läßt, aber kaum etwas, was nicht an sich möglich und auch psychologisch wahrscheinlich wäre." Es will uns scheinen, daß diese Zeilen den, der sie geschrieben hat, nicht minder ehren als den, dem sie gelten.

Charakteristisch ist dann aber doch wieder, daß Delbrück der glänzenden Rekonstruktion, die Bürkli von der Schlacht am Morgarten gegeben hat — der ersten Schlacht, in der die Schweizer am 15. November 1315 über ein Ritterheer siegten —, zwar sonst durchweg zustimmt, aber doch insofern eine Einschränkung macht, als er sagt: „Direkt unrecht hat Bürkli, wenn er meint, eine Schlacht wie Morgarten sozusagen als eine unmittelbare Volkstat aufzufassen." Nach Delbrück konnte das Volk die Ritterschaft nur besiegen, weil „die Demokratie eine Führung" hatte. Diesen Führer sieht Delbrück in Werner Stauffacher, den er ebenso erhebt, wie er Kleon als Führer der athenischen Demokratie heruntersetzt. Woraus sich dann ergibt, daß wenn ein Mann wie Kleon bei Morgarten kommandiert hätte, die Sache schief gegangen wäre, im Peloponnesischen Kriege aber gut, wenn ein Mann wie Stauffacher an der Spitze der athenischen Demokratie gestanden hätte.

Herr Delbrück spricht das nicht mit dürren Worten aus; wir glauben nicht einmal, daß er sich dieser Schlußfolgerung in ihrer ganzen Nacktheit bewußt gewesen ist. Aber sein Bestreben, durchaus einen „Führer" in die Schlacht bei Morgarten einzuschieben, wofür die Berichte über die Schlacht nicht den leisesten Anhalt bieten, entspricht mindestens unbewußt der bürgerlichen Verehrung für die „großen Männer", an deren Initiative der historische Fortschritt gebunden sein soll; an anderer Stelle bekennt sich Delbrück leider mit großer Emphase zu dem berufenen Satze Treitschkes, daß Männer die Geschichte machen. Dieser Satz ist entweder eine Absurdität oder eine Trivialität. Eine Absurdität, wenn damit gesagt sein soll, daß einzelne Männer aus freier Faust und unter selbstgewählten Umständen den historischen Verlauf der Dinge bestimmen; eine Trivialität, wenn damit gesagt sein soll, daß unter den historisch gegebenen und überlieferten Zuständen die Menschen ihre Geschichte machen. Treitschke meinte den Satz in absurdem Sinne, denn er wandte ihn in dem Zusammenhang an, daß Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege durch das begnadete Geschlecht der Hohenzollern gerettet worden sei, und Delbrück würde ihn ebenso absurd anwenden, wenn er wirklich behaupten wollte, daß Stauffacher den Sieg der schweizerischen oder Kleon die Niederlage der athenischen Demokratie verursacht habe. Will er dagegen nur sagen, daß jede Demokratie ihrer Vertrauensmänner bedarf, die ihren gemeinsamen Willen durchführen, namentlich bei kriegerischen Aktionen, wo die einheitliche Leitung nicht entbehrt werden kann, so fällt seine Polemik gegen Bürkli zu Boden. Denn dies ist eine Selbstverständlichkeit, die besonders zu betonen für Bürkli um so geringerer Anlaß vorlag, als die Quellen, wie gesagt, keinen Führer nennen.

In der Schlacht ob Sempach soll, zwar nicht nach den zeitgenössischen Berichten, aber nach viel späteren Chroniken, ein solch schweizerischer Held, Arnold von Winkelried, die Entscheidung gegeben haben. Doch diesen Helden hat Bürkli so elegant und gründlich aus der Geschichte hinauskomplimentiert, daß auch Herr Delbrück die kritische Auflösung der Winkelriedsage als eine „wahrhaft köstliche Frucht" von Bürklis „unbefangenem Forscherſinn" anerkennt. Dagegen hat er anderes gegen Bürklis Darstellung dieser Schlacht einzuwenden. Der Sempacher Krieg war durch greuliche Raubzüge der Schweizer ins habsburgische Gebiet veranlaßt worden; Herzog Leopold, der sehr wohl wußte, was seinem gleichnamigen Ohm bei Morgarten passiert war und der übrigens eine von keiner Seite bestrittene Kriegskunde besaß, ging nur sehr ungern und nach den sorgfältigsten Vorbereitungen daran, den Kampf mit den Schweizern aufzunehmen; erst nachdem seine Versuche, durch Nachgiebigkeit einen billigen Frieden zu erhalten, an der Raubluſt der Eidgenossen gescheitert waren, biß er in den sauren Apfel.

Um so auffallender ist, daß seine Ritter bei Sempach zu Fuß kämpften, was so gut wie einstimmig von allen Chronisten berichtet wird. Damit gab Leopold von vornherein das Spiel verloren. Die ganze Bewaffnung, Rüstung und Taktik der Ritter waren auf den Roßkampf eingerichtet, auf die Gewalt ihres Anpralls, bei der die Kraft der schweren Hengste die Stoßkraft der eingelegten Lanze unterstützte. Die Ritterlanze war nur so weit eine Angriffswaffe im Massenkampf, als sie durch die Kraft des Rosses unterstützt wurde. Im Massenkampf zu Fuß, wo der Ritter durch seine schwere Rüstung ohnehin aufs äußerste behindert war, hatte die Ritterlanze nur die Bedeutung

einer Defensivwaffe, und zwar, da sie nur für die Handhabung mit einer Hand eingerichtet war, einer mangelhaften Defensivwaffe. Deshalb kam ein Fußkampf der Ritter nur in äußersten Notfällen vor, etwa wenn das Gelände den Reiterkampf verbot oder der Befehlshaber den Rittern nicht recht traute und sie absitzen ließ, damit sie nicht auf ihren Hengsten entweichen konnten. Ein Fall dieser oder einer ähnlicher Art lag bei Sempach aber nicht vor; die Schlacht fand auf ebenem Felde statt, und die sorgfältig ausgewählte Ritterschaft war dem Herzog treu ergeben.

Bürkli löste dies Rätsel nun durch die Annahme, daß die Schweizer das Ritterheer überfallen hätten. Die Schlacht fand am 9. Juli 1386, einem sehr heißen Sommertag, zur Mittagszeit statt. Das Ritterheer, das seit dem Morgen marschiert war, hielt seine Mittagsrast, auch seine Rosse waren abgezäumt, und es gab sich um so größerer Sorglosigkeit hin, als es die schweizerischen Gewalthaufen noch bei Zürich wähnte, wo die Schweizer zuerst den Angriff des Herzogs erwartet hatten. Daß beide Heere unvermutet aufeinander gestoßen sind, bezeugen die Chroniken wiederum ganz übereinstimmend. Bürkli nahm nun an, daß die Schweizer in einem nächtlichen Gewaltmarsch von Zürich herangekommen seien, und legte die Nachricht einer Chronik von den „ungezämpten" Ritterpferden dahin aus, daß sie „ungezäumt" gewesen seien.

Gegen diese beiden Punkte wendet Delbrück ein, daß nach Züricher Akten die Schweizer spätestens am 7. Juli von Zürich aufgebrochen wären, also keines nächtlichen Gewaltmarsches bedurft hätten, um am 9. Juli in Sempach zu sein, und daß „ungezämpt" nicht als „ungezäumt", sondern als „ungezähmt" im Sinne von unbändig zu verstehen sei. Mag er darin nun recht haben, so hat er Bürklis Auffassung doch nur in dem widerlegt, was man in der Gerichtssprache ihr „adminikulierendes Beiwerk" nennen mag. Die Hauptfrage, weshalb die Ritter bei Sempach zu Fuße gekämpft haben, wird dadurch noch nicht berührt. Wenn aber Delbrück es „nicht für unmöglich" erklärt, daß Herzog Leopold die Ritter habe absitzen lassen, um den gemeinen Kriegern Mut zu machen — eine Sitte, die damals eben in Frankreich aufgekommen sei —, so ist diese Erklärung jedenfalls viel weniger plausibel als die Erklärung Bürklis. Wie immer es um die französische Sitte gestanden haben mag, so hatte Leopold, eben weil er die Schweizer kannte, eine erlesene Mannschaft von Rittern zusammengebracht, und es ist schlechterdings nicht anzunehmen, daß er sie gewissermaßen entwaffnet hat, um den Mut der gemeinen Krieger zu stärken, das heißt der Fußknechte, die im ritterlichen Heere immer nur eine Nebenwaffe und nun gar vor einem taktischen Körper wie dem schweizerischen Gevierthaufen Spreu vorm Winde waren. So bleibt Bürklis Annahme unter allen Versuchen, den Fußkampf der Ritter bei Sempach zu erklären, die einzig denkbare und mögliche.

Die Schlacht am Morgarten kann man noch eine Freiheitsschlacht nennen, da sie die Unabhängigkeit der Urkantone von der habsburgischen Oberherrschaft sichern sollte, zwar nicht durch ein frommes Volk von Hirten, aber durch kriegserfahrene und kriegstüchtige Gemeinden. Die Schlacht ob Sempach war nur noch formell eine Verteidigungsschlacht; tatsächlich verteidigte der Herzog Leopold seine Besitzungen gegen die unausgesetzten Plündereien der schweizerischen Nachbarn. Endlich die Burgunderschlachten (Granson am 2. März 1476, Murten am 22. Juni 1476 und Nancy am 5. Januar 1477), die den schweizerischen Kriegsruhm auf die höchste Höhe hoben, waren Angriffskriege der

Schweizer, geführt nicht einmal in irgendwelchem schweizerischen Interesse, sondern im Solde des französischen Königs.

Das Reislaufen hatte sich freilich schon vordem zu einer lieben Gewohnheit der Urkantone ausgebildet. Es soll sich selbst bis in die letzten Zeiten der Hohenstaufen, bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfolgen lassen; sicher war es schon vor der Schlacht ob Sempach in vollem Gange; Bernabo Visconti von Mailand hatte um 1370 ihrer dreitausend in seinen Sold genommen, die sich als eine furchtbare Zuchtrute für Italien erwiesen und im Jahre 1373 den Papst zu ernsten Vorstellungen an den Kanton Schwyz veranlaßten. Beiläufig war der Herzog Leopold, der bei Sempach fiel, ein Schwiegersohn dieses Visconti und kannte die Schweizer auch von dieser Seite her. Auf den größten Fuß kam das Geschäft aber, als Ludwig XI. gleich alle acht Kantone kaufte, die damals die Eidgenossenschaft bildeten (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Zürich, Bern, Glarus), um sie gegen Karl den Kühnen, den Herzog von Burgund, als Kriegstruppen zu verwenden. Die Versuche der schweizerischen Historiker, die Sache so darzustellen, als seien die Kantone durch Burgund bedroht gewesen, sind vollkommen hinfällig; höchstens einer der Kantone, Bern, hatte ein gewisses Interesse daran, daß sich Burgund nicht im Elsaß und Schwarzwald festsetzte, obgleich sich Bern ebenso bezahlen ließ wie die anderen sieben Kantone, die den Krieg rein als Söldner führten, ohne die Spur eines eigenen Interesses.

Hier stehen wir am Ende der mittelalterlichen Kriegsgeschichte, an einem großen geschichtlichen Wendepunkt, der sich nirgends so durchsichtig und klar kristallisiert, wie in diesem Handel. Unter Karl dem Kühnen erlebte das Rittertum seine letzte, glänzende Blüte; es war hier so wenig beschränkt oder verfallen, daß es sich sogar in den Feuerwaffen eine neue Stütze suchte. Dagegen war Ludwig XI. der erste moderne Monarch, ein nationaler König, der die großen Vasallenstaaten innerhalb Frankreichs unterwarf und seine Herrschaft bis zu den Pyrenäen, den Alpen und dem Jura ausdehnte, Acker- und Bergbau, Handel und Industrie begünstigte, freilich auch die Steuerlast von zwei auf vier Millionen erhöhte. Für seine zentralisierenden Tendenzen brauchte er ein schlagfertiges Heer, und mit dem sicheren Instinkt einer aufsteigenden historischen Macht fand er in den schweizerischen Gevierthaufen mit ihrer straffen Disziplin, ihrem taktischen Zusammenhalt, ihren unwiderstehlichen Massenstößen, was er gegenüber den Ritterheeren brauchte. So kaufte er sie mit barem Gelde, auch hierdurch ankündigend, daß die Geldwirtschaft ebenso die Voraussetzung des modernen Kriegswesens ist, wie die Naturalwirtschaft die Voraussetzung des mittelalterlichen Kriegswesens war.

Den Schlachten bei Granson und Murten ist auch der letzte Schimmer rührender Poesie abgestreift, der den Schlachten am Morgarten und ob Sempach noch anhaften mag, aber sie sind historisch ungleich wichtigere Ereignisse. Sie gehören nicht sowohl der schweizerischen, als der europäischen Geschichte an, und Delbrück mag nicht übertreiben, wenn er sie an einem ähnlichen Ausgangspunkt neuer Entwicklungen sieht, wie einst die Schlachten von Marathon und Salamis, denen sie auch darin gleichen, daß die Schweizer gegen eine ungeheure Überzahl gekämpft haben wollen. Tatsächlich haben sie in allen diesen Schlachten eine große numerische Überlegenheit gehabt. Das läßt sich an den noch erhaltenen Heereslisten der Burgunder nachweisen, und die große Ähnlichkeit der Legendenbildung in beiden Fällen hat Herrn Delbrück schon

vor seinem großen Werke über die Kriegskunst zu seiner Schrift über die Perser- und Burgunderkriege veranlaßt, worin er den herodotischen Millionenzahlen den Garaus macht. Überlegen waren die Burgunder nur in Feuerwaffen, die ihre Niederlage nicht verhindert und dadurch gezeigt haben, daß sie weder der erste noch der wirksamste Hebel zur Umwälzung der feudalen in die moderne Gesellschaft gewesen sind.

Mit dem Eintreten der Schweizer in die Kriegsgeschichte schließt der dritte Band des Werkes, von dessen Inhalt wir unseren Lesern eine allgemeine Anschauung zu geben bemüht gewesen sind, eine Anschauung, von der wir noch ausdrücklich hervorheben möchten, daß sie den reichen Inhalt dieser Bände nicht entfernt erschöpft. Viele und wichtige Fragen, die Herr Delbrück erörtert, haben wir nicht einmal flüchtig streifen können; es mußte uns genügen, zunächst das Interesse unserer Leser für eine Arbeit anzuregen, der man nicht abstreiten kann, daß sie ein ehrliches und ernsthaftes Werk wissenschaftlicher Forschung auf einem Gebiete ist, das für die moderne Arbeiterbewegung nicht nur ein wissenschaftliches Interesse hat.

Zum Schlusse möchten wir noch bemerken, daß auch die Form des Werkes wohl geraten ist. Die Darstellung ist klar, die Sprache hält sich frei von allen Übeln des ledernen Professorenjargons, und der gelehrte Apparat, soweit er nicht zu vermeiden war, ist in den Noten zu den einzelnen Kapiteln so geschickt weggestaut, daß wer ihn umgehen will, ihn leicht umgehen kann.

Alles in allem darf man den Bänden, die nun die moderne Geschichte der Kriegskunst bringen werden, mit lebhafter Spannung entgegensehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Emanuel Wurm, Berlin W.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 060724017